

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

VIII. Jahrg.

Düsseldorf, Juli 1928

Heft 7

Der Kulturwert industriellen Schaffens.

Von Dr. Carl Görler.

Voraussetzung der Kultur überhaupt wie jedes Kulturfortschrittes sind die zweckbewußte Mehrung, Nutzung und Ordnung der stofflichen und seelischen Lebensgüter. Gewiß können der Bedarf und Verbrauch an Sachgütern, z. B. an verfeinerter Nahrung und Kleidung, nur zivilisatorische Bedeutung, nicht Kulturwert haben. Dennoch bleibt der Kulturaufstieg an das Auffinden oder Herstellen wertvoller Sachgüter geknüpft. Es war die erste große Kulturthat des Fabrikbetriebes, zwischen der Nutzung und der Mehrung von Stoffen und Kräften eine Wechselbeziehung zu schaffen und bewußt und planmäßig auszubauen. Schon im Wesen der Fabrik mit ihrer Verlegung des gesamten Arbeitsprozesses in einen geschlossenen Raum, mit ihrer geordneten Arbeitsteilung und der Verwertung der Abfälle, der Nebenprodukte und der umschaltbaren Energien ist diese Wechselbeziehung begründet. Jedes vervollkommnete, jedes die Leistungskraft steigende oder beschleunigende Werkzeug und Verfahren

vermehrt einerseits den Spielraum der Güterproduktion, spart anderseits innerhalb des Betriebes die sonst vergeudete Kraft und Zeit. So viele Hände der elektrische Aufzug, der mächtige Dampfkran, das laufende Band auch sparen: so viele Hände setzten sie zuvor in Tätigkeit. Die Technik ist zugleich Tochter und Mutter immer neuer Erwerbszweige. Niemand ahnte vor fünfzig Jahren, wie weit diese Entwicklung gehen würde; niemand vermag heute deren letzte Möglichkeiten abzusehen.

Die industrielle Arbeit wurde ein Segen für unser ganzes Volk. Sie versorgte den Landwirt mit verbessertem Ackergerät, mit der Mäh-, Sä- und Dreschmaschine und dem Dampfpflug; sie revolutionierte geradezu die Milch- und Butterwirtschaft. Auf diesen vom Großgewerbe gebotenen Hilfsmitteln beruht zum guten Teil der Vorsprung des deutschen Bauern vor seinem polnischen und südslawischen Kollegen. Trotz all seinen Klagen über den lästigen Wettbewerb denkt das Handwerk nicht dar-



Zeichnung von Hans Bils, Düsseldorf.

Das Werk.

Hauptbild der Monatsschrift „Das Werk“ auf der Internationalen Presse-Ausstellung Köln.

an, auf die zahlreichen von ihm gebrauchten Hilfsmaschinen, etwa auf die Rassenkontroll- oder die Teigteilmaschine, verzichten zu wollen. Ebenso wenig vermögen das Kunst und Wissenschaft. Keine Opern- oder Schauspielaufführung kann der Bühnenrequisiten, der Instrumente, der Schall- und Lichteffekte entraten, die ihr bis zum Raffinement vervollkommenet nur die heutige Technik liefert. Den Arzt unterstützen bei der Untersuchung des Patienten und bei örtlichen Eingriffen die kunstvollen Spiegel, die feinen Condens und Zangen ungemein; seinem Stande und Fach hat das Mikroskop mit der Bakterienforschung ein völlig neues, höchst fruchtbares Feld der Tätigkeit erschlossen. Ersann und konstruierte ein Genie ein neues hygienisches Instrument, so bedurfte doch die leidende Menschheit der Vervielfältigung dieser Wohltat durch die gewerbsmäßige Produktion. Lediglich mit deren Hilfe sind manche Erfolge der neuzeitlichen Gesundheitspflege, z. B. die Entgiftung der Luft, die Beseitigung von Abfällen und Abwässern, die Heilverfahren bei Sondergebrechen und Verletzungen, ermöglicht oder wenigstens erleichtert worden. Dadurch wurden Millionen von Menschen Leben und Arbeitskraft erhalten und der Bedarf wie die Beschaffung an Lebensgütern außerordentlich gesteigert. Sollte es gelingen, diese Menschenmassen, insbesondere den Geburtenüberschuß des platten Landes, aufzunehmen und zu beschäftigen, so wäre die Ausweitung des vormed begrenzten Marktes zum National- und Weltmarkt die unerlässliche Vorbedingung.

Gedankenlose Schönfärberei wäre allerdings unangebracht. Längst nicht jedes materielle Interesse ist ein Stück Kultur. Sehr hoch und frei muß stehen, wer seine Produktion von volkswirtschaftlichen und gemeinnützigen Rücksichten bestimmen lassen will. Sobald es sich um den weiteren Kreis nützlicher, wünschbarer oder mehr oder minder entbehrlicher Dinge handelt, gehen die Wege von Natur und Kultur immer mehr auseinander. Hier nimmt die Kultur den individuell sehr differenzierbaren Bedarf der Seele, die Wirtschaft denjenigen des Marktes zum Maßstab. Die Angleichung der beiden Bedürfnisreihen hängt vom Bildungs- und Gesellschaftsstand des ganzen Volkes und nur in engen Grenzen von dem Willen der Industrie ab. Einen beachtlichen Schritt hierzu hat jedenfalls der Reichsverband der deutschen Industrie getan, als er das Thema „Qualitätsware“ zum Gegenstand seiner vorjährigen Tagung machte, und die Leipziger Frühjahrsmesse von 1928 brachte den Beweis, daß die Verhandlungen und Empfehlungen auf fruchtbaren Boden gefallen sind.

Die bestmögliche Befriedigung der Kundschaft setzt sehr schätzbare Kulturwerte: auf seiten der Firma Ehrenhaftigkeit und Vertragstreue, auf seiten der Mitarbeiter jeder Stufe ein gehobenes, bewußt angewandtes Können voraus. Übrigens läßt sich für diesen gesamten Fragenbereich kein allgemeines Urteil fällen. Der einzelne möge sich prüfen und darauf antworten, ob er bei der Wahl seiner Einkommensquellen und bei der Gestaltung seines Geschäfts dasjenige Verantwortungsgefühl gegen Volk und Vaterland betätigt hat, das die Spitzenorganisation zu vertreten und zu verbreiten bemüht ist.

Die beiden Hochgipfel menschlichen Strebens sind vollkommene Herrschaft und vollkommene Freiheit. Am Freiheitsbedürfnis der Unterworfenen hat der Herrscherwille, am Ordnungsbedürfnis von Staat und Gesellschaft der Freiheitsdrang eine ebenso reale wie sittliche Schranke. Somit ist Vollkultur nicht der Kampf aller gegen alle um ein Unerreichbares, sondern der Aufstieg des Menschen zur harmonischen Entfaltung möglichst vollkommener Freiheit und Herrschaft.

Welche Stellung und Aufgabe hat innerhalb des also aufgefaßten Kulturprozesses der Unternehmer als Persönlichkeit und Stand?

Wer mit der Wirtschaftsgeschichte einigermaßen vertraut ist, der weiß, in welch spätem Stadium die Forderung nach Wirtschaftlichkeit sich theoretisch erhob und praktisch durchsetzte. Gewaltig waren die Ansprüche, welche die stürmische Entwicklung des Weltverkehrs an die kaufmännische wie die technische Anpassung der Industrie ohnehin stellte. Mit der häufigeren Berührung der einzelnen Volkswirtschaften wuchsen jedoch auch die Reibungsflächen: Zoll- und Frachtkämpfe, Valutaverluste und höhere Abhängigkeit von der unbeeinflussbaren internationalen Politik waren für uns die Folge.

Den geschilderten Widerständen hätte sich das deutsche Unternehmertum wohl gewachsen gezeigt, zumal es — dank der inzwischen erworbenen volkswirtschaftlichen Bildung — sich in seinen führenden Schichten zu der höheren Stufe der Wirtschaftlichkeit, zur Organisation des gesamten Arbeitsprozesses, durchzuringen begann. Es war für den einzelnen ein schwerer Entschluß, auf einen Teil seiner Freiheit, z. B. auf die Preisfestsetzung, die Wahl der Bezugsquellen, die Selbstbestimmung des Produktionsquantums u. dgl., zugunsten des Kartells oder Syndikats zu verzichten: die Wirtschaftsgeschichte an der Jahrhundertwende wissen von harten Kämpfen hierum zu erzählen. Binnen weniger Jahre überzeugte man sich jedoch, daß man mit der „freien“, in Wahrheit wilden Konkurrenz eigentlich nur eine Scheinfreiheit aufgeben und gegen sie als Verbandsmitglied ein wertvolles Stück wirtschaftlicher Herrschaft eingetauscht hatte.

Längst aber war nicht von außen her, noch von Sachen und Sachbeziehungen, sondern innerhalb der Betriebe und der Industrie in dem Freiheits- und Herrschaftsbegehren der Arbeitnehmerschaft ein Widerstand von ganz anderer Kraft und Nachhaltigkeit aufgekommen: gewiß nicht ohne ein Teil Mitschuld namentlich der älteren Fabrikantengeneration. Die Schuldfrage soll, weil weder zur Zeit spruchreif noch wahrscheinlich überhaupt lösbar, hier nicht zur Diskussion stehen. Daß man in bezug auf die Arbeitskraft unter Wirtschaftlichkeit nicht die möglichste Ausbeutung, sondern ihre pflegliche Behandlung zwecks möglichst langdauernder vollwertiger Reproduktion zu verstehen hat, kann nur von Klassenkämpfern beider Parteien übersehen werden. Es ist natürlich, daß der Arbeiter den notwendigen Kräfteersatz an Lohn und Erholung höher bewertet als der Arbeitgeber. So unmeßbare Größen errechnen zu wollen, bleibt ein vergeblicher Versuch, wie der stets sich erneuernde Streit um die Gestaltung der Tarifverträge beweist.

Wo aber organisierte Stände als Individualitäten auftreten, da wird aus der Auseinandersetzung über Rechte ein Kampf um die Macht, und in diesem Kampfe bedrohte die Umsturzbewegung das Gesamtbürgertum mit einer schweren Niederlage. Das Emporarbeiten unserer Industriellen aus der Umstrukturierung durch den Feindbund, aus dem Strudeln der Revolution und Inflation ist ein unverwelkliches Ruhmesblatt in der sonst so unerfreulichen Geschichte der Nachkriegszeit, ist zugleich eine glänzende Kulturleistung. Dem imponierenden Eindruck eines überlegenen Könnens, einer sicheren Formgewandtheit und vor allem eines gerechten, starken Willens entzieht sich auch die Masse nur ausnahmsweise. Sind dies die dauernden Grundkräfte, die das Wesen eines industriellen Chefs und sein Handeln bestimmen, so hat der Betriebsleiter in der alltäglichen Geschäftsführung jene fortlaufende Selbstkritik zu üben, die jeden Plan, jede Anordnung, jedes Vorgehen auf die Durchführbarkeit und auf die zu erwartenden Widerstände prüft.

Wirtschaft und Staat sind gleichermaßen daran interessiert, daß ein selbständiger Unternehmerstand mit persönlichem Verantwortungsgefühl erhalten bleibe. Seine Machtstellung offenbart den tiefen Ernst des Kulturproblems, Herrschaft und Freiheit auf oberster Stufe in Einklang zu bringen und zu erhalten.



Der Stadtkern von Dortmund.
Im Hintergrunde das neue Hochhaus der Union-Brauerei.

Groß-Dortmund.

Von Dr. Adolf Ebermann, Dortmund.

Mit vier Aufnahmen des Verfassers.

Zusammenfassung der Kräfte — das ist der kategorische Imperativ eines jeden Wiederaufstiegs. Alte Kulturzentren überlebten sich und zerfielen in Zersplitterung; neue sind im Aufblühen begriffen. Wo aber jene alten Träger der Kultur den Ruf der neuen Zeit verstanden und dem werdenden sich anzupassen mußten, da blieben sie bis heute noch Führer und Wegweiser.

Kaum irgendwo tönt der Ruf der neuen Zeit lauter und eindringlicher als im Zentrum der Industrie, wo eine übergroße Bevölkerungsmasse zusammengeballt dazu ausersehen ist, den Untergrund der deutschen Volkswirtschaft auf ihren Schultern zu tragen und als Einzelglied einem großen Ganzen zu dienen. Mögen andere Städte, die früher auch einmal alte Kulturzentren waren, auf den Lorbeeren einer großen Vergangenheit ausruhen: hier gilt die Forderung, nach großen Gesichtspunkten

VII/3



Grabsdenkmal in der Stiftskirche zu Dortmund-Hörde.

zusammenzufassen und umzugestalten. — So hat am 1. April die ehemalige freie Reichsstadt Dortmund die Stadtgemeinde Hörde und zweiundzwanzig Landgemeinden des Landkreises Dortmund in sich aufgenommen und ist dadurch zu einer Riesenstadt mit nahezu einer halben Million Seelen angewachsen.

Der Name Dortmund hat schon in alten Zeiten einen guten Klang gehabt. Am Kreuzungspunkt des alten Hellwegs hat einst Karl der Große die Stadt als Stützpunkt gegen die soeben besiegten Sachsen gegründet. Zur Zeit der Hanse waren die meeresfahrenden Handelsherren Dortmunds in allen Handelsniederlassungen anzutreffen und weit, bis Nischnij Nowgorod, reichten ihre Handelsbeziehungen. Ist es nicht ein eigenartiger Zufall, daß heute wieder Kaufleute und Ingenieure des Industrielandes an dem wirtschaftlichen Wiederaufbau des



Byklepenwerkstatt.

Hütte bei Dortmund.

zusammengebrochenen Rußland mitarbeiten, wie die Vorgänge im Donezgebiet Kunde tun?

Die Macht und das Ansehen der alten Reichsstadt waren so groß, daß sie es wagen durfte, zweimal eine englische Königskrone als Pfand zu nehmen, und das Selbstbewußtsein des Bürgertums prägte damals das stolze Wort: „So fast as dörpem“*. Im 15. und 16. Jahrhundert drang der Name Dortmund noch einmal in die weite Öffentlichkeit durch seine Feindgerichte, an die heute noch der alte historische Freisuhl in der Nähe des Hauptbahnhofs erinnert.

Heute ruht die Größe dieser Stadt vor allem in der mächtigen Entfaltung seiner Industrie und seines Wirtschaftslebens. Der Rhythmus der Arbeit schwingt in ihr, und die Waberlohe der Hochöfen umbrandet sie bei Tag und bei Nacht. Es wäre jedoch falsch, zu glauben, daß solch eine In-

dustrie gleichsam über Nacht entstehen könnte. Auch hier sind die Menschen und das, was sie schaffen, Produkte ihres Bodens im wirklichen Sinne. Kohle und Eisen sind es, die seit Jahrhunderten hier gefunden und verarbeitet wurden, und wir gehen nicht fehl, wenn wir die alten Schmieden der Heldensagen hier im Lande der Kohle zu suchen haben. Reichen doch die Spuren der Nibelungensage über die Ufer der Ruhr bis nach Soest, dem alten Sufatum.

Mit dieser Industrie, die fast alle Zweige in sich faßt (Namen wie der Dortmunder Union, Stahlwerk Hoesch, Förder Verein und die großen Brauereien), ist aber auch heute noch nicht das Wesen Groß-Dortmunds erschöpft. Bei einer Stadt mit solch einem ausgeprägten Willen zur Arbeit ist es fast eine Lebensforderung, den naturnotwendigen Ausgleich in Stätte der Erholung zu schaffen. Auch hier gehen die Formen ins Gigantische, wie sie in der Westfalenhalle,

* = So fest als Dortmund.



Stiller Winkel.

Wasserschloß Bodelschwingh bei Dortmund.

der größten Sporthalle Deutschlands, ihren Ausdruck finden, an die sich der große Flughafen und die Kampfbahn „Rote Erde“ würdig anreihen.

Im Schatten dieser riesenhaften Ausdrucksformen einer neuen Zeit aber wohnt in stillen Straßen und Winkeln von Alt-Dortmund und Alt-Hörde immer noch ein Rest alter Zeit, vor dem das neue Vordrängen nachdenklich und ehrfurchtsvoll innehält.

Das alte Rathaus auf dem Dortmunder Marktplatz und die alten Kirchen hüten dies Stück Geschichte wie ein stilles Heiligtum, und in der wohlthuenden Ruhe der alten Eis Kirche zu Hörde faltet der alte Dietrich von der Mark umweit seiner ehemaligen Burg immer noch seine Hände und betet für ein glücklicheres Deutschland.

Wie träumend in all dem Werkeln und Lärmen der Neuzeit stehen hinter blockigen Mauern, an die sich die neuen Hochburgen der Industrie so selbstsicher herangedrängt haben, die alten Wasserburgen und geben dem abgehefteten Menschen des Industrielandes Ruhe und Stille für Stunden der Erholung. Da spukt der Schelmbaron, der „tolle Bomberg“, noch heute in den alten Gemäuern von Brüninghausen mit seiner schilfskränzten Gräste, und man wundert sich immer wieder, wie er und auch andere Besitzer dieser altherwürdigen Wasserschlößer das Erbe ihrer Väter so unberührt hinüberreichten konnten durch alles neue Werden. Diese Wasserburgen und die ländlichen Idyllen, wie sie gerade die neuen Eingemeindungen in überraschender Fülle bergen, geben dem fühlen und schätzen Anstöß der neuen Riesenstadt sein Sonntagsgelächeln.

Deutschland und die Deutschen.

Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chaussees und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige tun. Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander, und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind; es sei eins, daß der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Wert habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag.

Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe und daß diese eine große Residenz wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volks gereiche, so ist man im Irrtum.

Wodurch ist Deutschland groß, als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Teile des Reichs gleichmäßig durchdrungen hat?

Deutschland hat über zwanzig im ganzen Reiche verteilte Universitäten und über hundert ebenso verbreitete öffentliche Bibliotheken, an Kunstsammlungen und Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl. Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie sind im Überfluß da, ja, es ist kaum ein deutsches Dorf, das nicht seine Schule hätte.

Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern; es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, deswegen es ihr zum größten Vorteil gereichte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm.

Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen.

Die Deutschen sind wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei! so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakter Gedanke und Idee wäre!

Möge ich noch erleben, daß die edle Nation, die sich bisher unter Druck und Murren verbitterte und jetzt in Kampf und Streben Lust macht, endlich zu dem wahren Genuß ihrer selbst gelange. Ich kann mir keine angenehmere Empfindung wünschen, als die Nation genießen müßte, wenn sie zu dem Glück gelangte, sich ihrer inneren Verdienste selbst zu erfreuen und durch Liebe und Gerechtigkeit einen friedlichen Kreis belebte; wir brauchten alsdann den Verkehr mit dem Ausland nicht mehr zu fürchten, da wir gewiß wären, daß das Handelsgewicht auf unserer Seite sei. Das gegenwärtige Erwachen aller Kräfte läßt mich ein schönes, gesundes Gleichgewicht für das Ganze hoffen.

Die Deutschen sollten in einem Zeitraume von dreißig Jahren das Wort Gemüt nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüt sich wieder erzeugen; jetzt heißt es nur Nachsicht mit Schwächen, eignen und fremden.

Den Deutschen ist nichts daran gelegen, zusammenzubleiben, aber doch, für sich zu bleiben. Jeder, sei er auch, welcher er wolle, hat so ein eignes Fürsich, das er sich nicht gerne möchte nehmen lassen. In Übereinstimmung ist nicht zu denken; jeder hat die Meinungen seiner Provinz, seiner Stadt, ja seines eigenen Individuums, und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen.

Eine Vereinigung der Deutschen wäre sehr leicht, aber doch nur durch ein Wunder zu bewirken, wenn es nämlich Gott gefiele, in einer Nacht den sämtlichen Gliedern deutscher Nation die Gabe zu verleihen, daß sie sich am andern Morgen einander nach Verdienst schätzen könnten. Da nun aber dieses nicht zu erwarten steht, so habe ich alle Hoffnung aufgegeben und fürchte, daß sie nach wie vor sich verkennen, mißachten, hindern, verspäten, verfolgen oder beschädigen werden.

Die Deutschen der neueren Zeit haben nichts anderes für Denk- und Pressfreiheit gehalten, als daß sie sich einander öffentlich mißachten dürfen.

Die Deutschen gehen jeder seinem Kopfe nach, jeder sucht sich selber genugtun; er fragt nicht nach dem andern, denn in jedem lebt die Idee der persönlichen Freiheit, woraus denn viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Absurdes.

Die lieben Deutschen kenn' ich schon; erst schweigen sie, dann mäkeln sie, dann beseitigen sie, dann bestehlen und verschweigen sie.

Es geht doch mit uns Deutschen auf so eine nationale Rederei hinaus: gesprochen muß werden, herüber, hinüber; was geschieht, bleibt dem Zufall unterworfen.

Die Deutschen haben von jeher die Art, daß sie es besser wissen wollen als der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehen als der, der sein Leben damit zugebracht.

Wenn ich es nur je dahin noch bringen könnte, daß ich ein Werk verfaßte — aber ich bin zu alt dazu —, daß die Deutschen mich so ein fünfzig oder hundert Jahre hintereinander recht gründlich verwünschten und aller Orten und Enden mir nichts als Übles nachsagten; das sollte mich außermaßen ergötzen. Es müßte ein prächtiges Produkt sein, was solche Effekte bei einem von Natur völlig gleichgültigen Publikum wie das unsere hervorbrächte. Es ist doch wenigstens Charakter im Haß, und wenn wir nur erst wieder anfangen, und in irgend etwas, sei es, was es wolle, einen gründlichen Charakter bezeugten, so wären wir auch wieder halb auf dem Wege, ein Volk zu werden.

Mir liegt Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist.

Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft. Ich halt ihn so fest, als Sie, diesen Glauben. Das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist noch nicht erfüllt.

* Vgl. die Denksportaufgabe in der Denksportdecke dieses Heftes.



Abb. 1. Gerichtssitzung im 16. Jahrhundert.
Holzschnitt von Jost Ammann (1539–1591). Nürnberg, Germanisches Museum.

Die Gottheit im Recht.

Von Gerichtsassessor Dr. jur. G. K. Schmelzeisen.

Mit fünf Abbildungen aus Heinemann: „Der Richter und die Rechtspflege“ (Eugen Diederichs Verlag, Jena).

Heute kennen wir nur ein auf die Vernunft gegründetes Recht, das jedem das zuteil werden läßt, was ihm in dem Ausgleich des Gegensatzes zwischen Einzelmensch und Menschengemeinschaft zugestanden werden kann. Früheren Zeiten schien das Recht nicht allein in den Bereich verstandesmäßiger Erkenntnis zu gehören. In breiterem, einheitlichem Strome floß ehemals das Leben dahin, nicht geteilt und geschieden und in Rinnalen feinsten Verästelung abseits geführt. Und innerhalb dieses Stromes entschied sich das Schicksal des einzelnen wie der Volksgemeinschaft.

Unsere Vorfahren wußten es vielleicht nicht, aber sie erlebten es, wie einer von dem anderen abhängig war, wie die Welt und das Leben, wie Schicksal und Tod als Ganzes unter dem Walten höherer Kräfte standen. Bei solcher Bindung und gegenseitiger Durchdringung sinnlicher und übersinnlicher Dinge war die Verbindung des Lebens mit der Gottheit ohne weiteres gegeben: Es gibt nichts auf Erden, was nicht irgendwie der Ausfluß der Gottheit wäre.

Auch das Recht ist göttlichen Ursprungs. Daher darf auch der Mensch in den Fällen, da seine irdische Ohnmacht ihn nicht

erkennen läßt, was wahr sei und recht, die Gottheit befragen. Sie gibt ihm dann im Zeichen ihren Willen kund.

Wenn das Recht göttlichen Ursprungs ist, so liegt es nahe, daß es von den Priestern, den Hütern des Tempels und der Opfer, verwaltet wird. So sind denn in ältester Zeit nicht selten die Priester gleichzeitig Richter. Tacitus berichtet in seiner Germania, daß der germanische König nicht über Leben und Tod richtete, nicht einkerkeren, ja selbst nicht schlagen lassen dürfe; das sei allein Recht des Priesters, und auch der dürfe es nicht einmal zur Strafe oder auf Befehl des Feldherrn, sondern gleichsam auf Gebot der Gottheit, die über dem Schlachtfeld walte. Ziu war der Name dieses Gottes, unter dessen Schutz sich das germanische Heer versammelte. Der Friede des Gerichts wurde ebenfalls bei dem Gotte Ziu gewirkt. Da das Gericht häufig am dritten Tage der Woche zusammentraf, weihte man diesen Tag dem Gotte Ziu. So erhielt er den Namen „ziustac“ und heißt davon noch heute „Dienstag“.

Auf einer religiösen Vorstellung beruhte auch der bis ins späte Mittelalter übliche Brauch, Gerichtsverhandlungen nur

„bei Tages- und Sonnenlicht“ stattfinden zu lassen. So lesen wir z. B. im Lübecker Ehdting: „Nachdem die sonne steigt und nicht riset, als ist es so fern am tage, daß ihr möget halten und hegen ein ding jedem menschen zu seinem rechte.“ Im Hinblick auf die Zeit seines Zusammentritts wurde das Gericht auch als „tagadinc“ bezeichnet. Das Zeitwort davon hieß „tagedingen“. Wer im Tagadinc als Sachwalter auftrat, hieß „teidinger“ — es ist der heutige Verteidiger. Maßgeblich für die Gerichtszeit war der Gedanke, daß die Sonne alles sieht, daß demnach das, was vor ihrem Auge geschieht, geheiligt ist. So war es noch im Mittelalter üblich, den Eid im Angesicht der Sonne abzulegen und Hinrichtungen vor Sonnenuntergang zu erledigen. Auch die Ladung vor Gericht mußte vor Sonnenuntergang erfolgen.

Von hervorragender Bedeutung war die Gottheit als die Helferin des Rechts im Rechtsgang. Wenn in außerordentlichen Fällen der Beweis einer Tatsache vor Gericht nicht zu erbringen war, dann mußte die Gottheit angerufen werden, daß sie in ihrer Allwissenheit eingreife und dem Recht zum Siege ver helfe. Hier auf beruhen die sogenannten „Gottesurteile“ oder „Ordale“. Sie gehen meist zurück auf alte heidnische Vorstellungen. Doch waren sie in christlicher Zeit noch so tief im Volksbewußtsein eingewurzelt, daß sogar die Kirche sie nicht auszurotten vermochte, sondern sich vielmehr genötigt sah, sich ihrer zunächst anzunehmen und mit den verschiedensten liturgischen Feierlichkeiten auszustatten. Man glaube indes nicht, daß die Gottesurteile allein der abendländischen Rechtsgeschichte angehören. Sie sind uns nicht weniger bei anderen Völkern überliefert. Nirgends wohl haben sie eine größere Ausbildung erfahren als in Indien, doch scheinen sie nicht ausgesprochen indoeuropäischen Ursprungs zu sein, da wir sie auch bei semitischen Völkern finden.

Aus der germanischen Urzeit ist quellenmäßig allein das Gottesurteil des Eides überliefert. Neben dem Eidsurteil ist der Zweikampf das älteste Ordal. Es verbindet sich mit der Anschauung, daß die Gottheit dem, der im Recht ist, die nötige Kraft verleiht, um im Gottesgericht bestehen zu können. Auch sonst zeigte sich im deutschen Recht der Vergangenheit dieser eigentümliche Zusammenhang zwischen dem Recht und der körperlichen Stärke. Erinnert sei nur daran, daß Verfügungen über das Vermögen allein von dem vorgenommen werden durften, der im Vollbesitz seiner Gesundheit war. Ob dies der Fall war, erkannte man an bestimmten Kraftproben. Man mußte

— wie es der Sachsenspiegel verlangt — „begurt mit eime swerte und eime schilde uf ein ros kome von eime steine oder stocke einer dümelne (Elle), hō sunder mannes helfe“. Oder es wurde gefordert, daß man einen Umgang umpflügen könne. Wer auf dem Siechbette lag, durfte nicht mehr vergeben, als er über das Bettbrett hinwegreichen konnte.

Ähnlicher Art wie der Zweikampf war das Gottesurteil der Kreuzprobe, bei dem auch beide Parteien beteiligt waren. Es war ein Ersatz für den Zweikampf, der im Hinblick auf Stand und Geschlecht der Kämpfer nicht immer zugelassen war. Bei dem Kreuzordal mußten die Gegner mit ausgebreiteten Armen unbeweglich an einem Kreuze stehen. Wer von ihnen zuerst die Hände sinken ließ, war unterlegen.

Neben den zweiseitigen Gottesurteilen finden sich auch einseitige. Zu ihnen gehört vor allem die Feuerprobe. Sie ist wahrscheinlich heidnischen Ursprungs. In ihr verhilft die Gottheit des Feuers dem Recht zum Siege: wer schuldlos ist, wird vom Feuer nicht gefaßt und geht unverseht aus ihm hervor. In christlicher Zeit ist es nicht mehr das reine Element des Feuers, welches die Wahrheit offenbart, sondern der Christengeist, der den Unschuldigen vor der Gewalt des Elements zum Beweise seiner Unschuld bewahrt. Unter diesem Gesichtspunkt nahm sich gerade die Kirche dieses Ordals besonders an, indem sie es mit den verschiedensten Feierlichkeiten ausstattete. Die einfachste Form des Feuerurteils bestand darin, daß der Beweisführer seine nackte Hand in das Feuer legen mußte. War er unschuldig, so durfte die

Hand beim Herausziehen nicht verbrannt sein. Manchmal auch mußte der Beweisführer durch einen brennenden Holzstoß schreiten. Häufiger begegnet man in den Quellen einer anderen Form, dem Tragen eines glühenden Stückes Eisen über eine gewisse Wegstrecke. In anderen Fällen mußte der Beschuldigte, um sich vom Verdachte zu reinigen, unbeschädigt über neun bis zwölf glühende Pflugscharen gehen, die in bestimmten Abständen niedergelegt waren.

Als weiteres Ordal sei genannt der Kesselfang, der vorwiegend für Unfreie im Gebrauch war. Dabei mußte der Verdächtige mit nackter Hand einen Ring oder Stein aus einem Kessel siedenden Wassers fangen. Verbrannte er sich dabei, so war seine Schuld bewiesen.

Ein anderes Gottesurteil heidnischen Ursprungs war die Wasserprobe. Bei ihr wurde die beweispflichtige Person an Armen und Beinen gebunden und vom Henker an einem Strick



Abb. 2. Richter und Urteiler bei der Tagung. Sie deuten auf die Sonne zum Zeichen, daß sie bis zu deren Untergange warten müssen. Zeichnung aus dem Heidelberger Sachsenspiegel. Handschrift, 13. Jahrhundert.



Abb. 3. Schwur und Wasserurteil. Zeichnung aus dem Heidelberger Sachsenspiegel. Handschrift, 13. Jahrhundert.

ins Wasser geworfen. Schwamm sie oben — nahm also das reine Element der Wassergottheit sie nicht auf —, so war sie für schuldig befunden. Der Beweis der Unschuld war durch Untertauchen erbracht. Wie des Feuerurteils hat die Kirche sich auch des Wasserurteils besonders angenommen. Das Wasserordal fand im 15. und 16. Jahrhundert vielfach Anwendung in den Prozessen gegen Hexen und Zauberinnen. Man nahm an, daß diese Unglücklichen vom Teufel besessen seien und daher ihr natürliches Gewicht verloren hätten. Deshalb galt auch hier der Grundsatz, daß die Hexe im Falle ihrer Unschuld untertauchen müsse. Als weiteres Gottesurteil sei genannt die Bahrprobe. Sie fand statt, wenn einer durch Mord oder Totschlag ums Leben gekommen war und es galt, unter mehreren Verdächtigen den Täter zu finden. Alsdann wurden alle Verdächtigen an den Leichnam des Erschlagenen geführt, damit sie ihre Hände an die Wunde des Toten legten. Bei wessen Berührung Blut aus den Wunden floss, der war der Tat überführt. Die Bahrprobe findet sich z. B. im Nibelungenliede, in dem durch sie Hagen des Mordes an Siegfried überführt wird. Ein eigenartiges Gottesurteil ist die Probe des geweihten Bissens. Dem Beweispflichtigen wurde ein vorher geweihtes trockenes Stück Brot oder Käse in den Mund gelegt. Blieb es ihm im Halse stecken, so war seine Schuld offenbar. Die bekannte, noch heute dem Volksmund geläufige Verwünschungsformel geht unmittelbar auf dies Ordal zurück.

Kein eigentliches Gottesurteil ist der Eid. Aber auch er steht in engem Zusammenhang mit religiösen Rechtsvorstellungen. Der Eid ist eine bedingte Selbstverfluchung, für den Fall nämlich, daß der Schwörende nicht die Wahrheit sagt. Alsdann soll die Gottheit ihn strafen. Schon in ältester Zeit wurde daher der Eid bei der Gottheit geleistet. Später schwur man bei dem Christengott oder seinen Heiligen. In dem Sächsischen Landrecht heißt die Beteuerungsformel: „Dat mi god so helpe undd de hilgen.“ Bei der Ableistung des Eides mußte der Schwörende einen heiligen Gegenstand mit der rechten Hand berühren, so z. B. einen heiligen Baum oder das Opfertier. In christlicher Zeit schwur man unter Berührung des Kreuzes, des Reliquienschreins oder des Altars. Waffenfähige leisteten wohl auch den Eid auf ihr Schwert, wie dies noch später lange üblich war. Frauen

legten beim Schwur die Hand auf ihre Brust. Auch kam es vor, daß nach der Berührung des Schwurgegenstandes die Schwurhand wie heute in die Höhe gehalten wurde.

So tiefsinnig der Inhalt der aufgeführten Beweismittel auch sein mag, so erhebt sich vom Standpunkt des modernen Betrachters doch zwingend die Frage nach ihrer tatsächlichen Brauchbarkeit. Was den Eid betrifft, so kennen wir ihn noch heute im Rechtsgang. Er ist die letzte Zuflucht des Richters, wenn er mit anderen Mitteln nicht zur Überzeugung von der Wahrheit gelangen kann. Daß er als Beweismittel nicht

den Anspruch auf völlige Zuverlässigkeit erheben kann, liegt auf der Hand. Aus diesem Grunde ist man auch bestrebt, wenn nur irgend möglich, ohne ihn auszukommen. Wie aber war es mit den Gottesurteilen? Sie müssen doch sicherlich als höchst zweifelhaft angesehen werden. Man möchte sogar dazu neigen, sie als verwerflich und als einen Hohn auf eine gerechte Rechtspflege zu bezeichnen. Indes müssen wir uns auch in dieser Beziehung bewußt bleiben, daß die Gottesurteile ihrer Zeit infolge der sie beherrschenden religiösen Grundstimmung durchaus angemessen waren, denn der Wunderglaube unserer Vorfäter war auch im übrigen Leben etwas ziemlich Alltägliches. Daß die Gottesurteile oftmals „versagten“, ist ohne weiteres klar. Jedoch darf man annehmen, daß sie wahrscheinlich unter den freien Volksgenossen sehr selten waren. Ein Fehlspruch gegenüber Unfreien mochte aber früheren Zeiten weniger das Gewissen beunruhigen. Andererseits mußte aber das Gottesurteil nicht unbedingt versagen. In den Proben des Bahrgerichts und des geweihten Bissens liegt ein feines

psychologisches Verständnis, welches die innere Aufregung des Schuldbewußten praktisch auszuwerten versucht. Die moderne Psychologie knüpft mit erakterer Forschung, vielleicht aber nicht immer mit größerer Sicherheit, hieran an. Sodann muß man bedenken, daß der Schuldbewußte wohl in sehr vielen Fällen nicht den Mut und die Kühnheit aufbrachte, sich dem Gottesurteil zu unterziehen, und schon vorher seine Tat gestand. Bei der Wasserprobe wird auch die Einstellung des Henkers, der das Untertauchen besorgte, viel zum Gelingen der Probe beigetragen haben. Endlich muß damit gerechnet werden, daß gewissen Naturerscheinungen vielleicht ein glücklicher Ausgang des

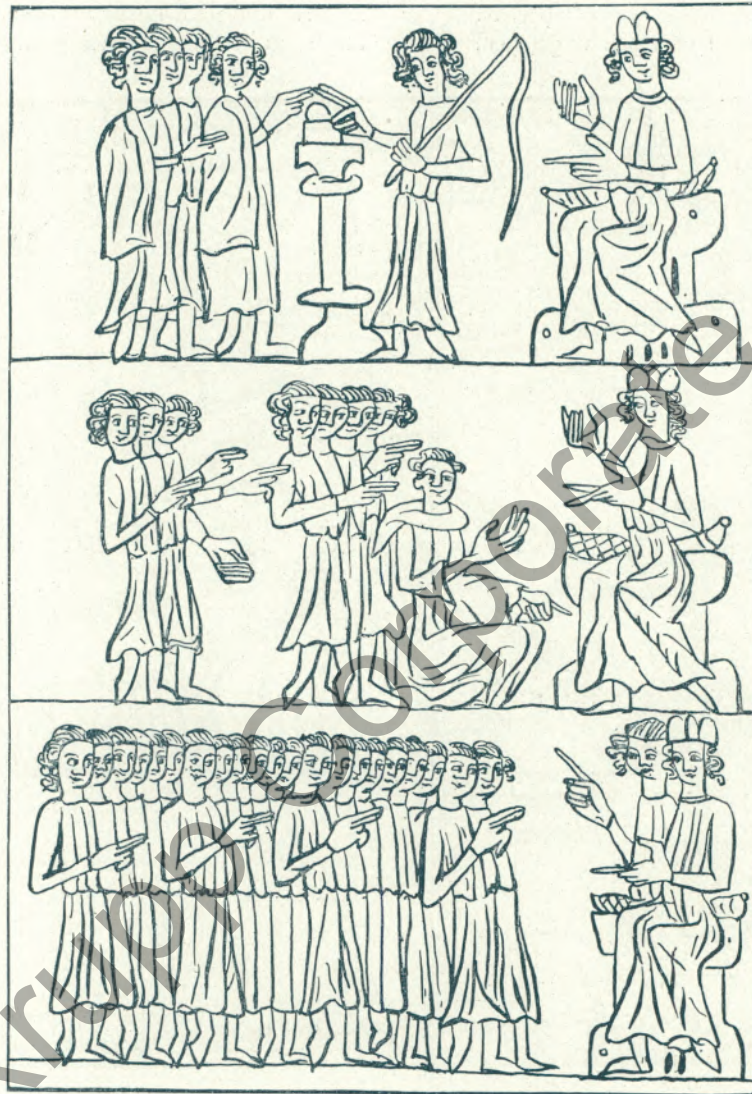


Abb. 4. Eid vor dem Richter.

In der oberen Reihe: Bekräftigung des Schwures durch die Schöffen, welche durch überhängende Mäntel gekennzeichnet sind. In der Mitte: Sieben Mönche zeugen gegen einen Genossen. Unten: Richter und Schlichter, vor ihnen die 21 Eideshelfer. Heidelberger Sachsenspiegel. Handschrift, 13. Jahrhundert.

Gottesgerichts nicht selten zu danken war. Wir wissen heute auf Grund des Leidenfrostschen Versuchs, daß man eine angefeuchtete Hand für Augenblicke ohne Verletzungen in flüssiges Eisen tauchen kann, weil nämlich eine unmittelbare Berührung zwischen ihr und dem Eisen nicht stattfindet, sondern die in Dampf verwandelte Feuchtigkeit eine schützende Trennungsschicht bildet. Diese Erscheinung mag bei den Feuerproben wirksam gewesen sein. Beim Kesselfang wird es auch in besonderem Maße auf die Geschicklichkeit des Beweisführers angekommen sein.

Das Verhältnis zwischen Gottheit und Recht zeigt sich nicht zuletzt bei der Strafvollstreckung. Von jeher wurde die Todesstrafe als ein Opfer an die Gottheit angesehen. Deshalb war es

in germanischer Urzeit Brauch, die Todesstrafe nur durch die Hand eines Priesters oder durch die Preisgabe an die in den Naturgewalten verehrten Götter zu vollstrecken. Vordem Vollstreckung aber mußte die

Gottheit durch das Los gefragt werden, ob ihr das Opfer willkommen sei. Fiel die Antwort verneinend aus, so wurde der Verbrecher dem Tempel des Gottes, dem er bei bejahender Antwort hätte geopfert werden müssen, verknüpft. Das ist der Ursprung der Begnadigung. Daß die Hinrichtung ehemals ein Opfer an die Gottheit bedeutete, läßt sich noch aus den im Mittelalter üblichen Arten der Todesstrafe feststellen. Erwähnt sei nur die Hinrichtung durch das Rad und durch Hängen. Die erste Art ist ursprünglich ein Opfer an den Sonnengott gewesen, dem das Rad ein Symbol war. Beim Hängen wurde der Verbrecher mit Weidenruten an den Galgen oder einen Baum geknüpft. Es war dies ein Opfer an den Windgott. Weder den Geräderten noch den Gehängten wagte man eher abzunehmen, bis sein Leichnam völlig verfault zur Erde gefallen war. Denn es wäre frevelhaft gewesen, die Gottheit des ihr dargebrachten Opfers zu berauben.

Die Verbindung zwischen der Gottheit und dem Leben zeigt sich in nehmwertiger Beziehung in dem mittelalterlichen Dä-

monenglauben. War es ehemals allein der gute Geist Gottes, der das Weltall durchflutete, so war es jetzt der böse Feind, die Macht Satans, welche die ganze Welt zu durchdringen trachtete. Alle Grausamkeiten und Schrecknisse der mittelalterlichen Rechtspflege sind daher nur zu verstehen aus dem ständigen Kampf, in dem sich die damalige Menschheit mit dem Teufel fühlte. Ihr war der Verbrecher ein Mensch, der vom Teufel besessen war. Seine Schuld bestand darin, daß er dem Satan sein Herz geöffnet hatte. Andererseits aber war es vornehmste Christenpflicht, den Dämon dort unschädlich zu machen, wo man ihn traf. Daher müssen die Herren getötet werden, und zwar durch Feuer oder Wasser, da diese Elemente allein zu reinigen vermögen. Allerdings bedarf es zur

Berurteilung wegen Hexerei und Zauberei vorerst eines Beweises. In der Regel war dieser kaum zu erbringen, denn das war ja gerade das Fluchwürdige dieses Verbrechens, daß es mit Unterstützung des Satans sich der Rechtspflege zu entziehen verstand. Doch erblickte man etwa seit dem 15. Jahrhundert den besten Beweis im eigenen Geständnis. Dies hinwiederum machte die Hexe so lange nicht, als sie vom Satan besessen war. Daher kam es darauf an, durch die Folter der Hexe so starke körperliche Qua-



Abb. 5. Mittelalterliches Gericht in der Holzschranke.

Im Hintergrund: Vollstreckung der Todesstrafe durch Rädern, Hängen, Ertränken, Enthaupten und Verbrennen. Holzschnitt aus Petrarca's Trostspiegel. Augsburg, Stehner, 1539.

len zuzufügen, daß der Dämon aus ihrem Körper entwich. War der Dämon erst ausgetrieben, so vermochte auch die Hexe ein wahrhaftiges, von dämonischem Einfluß freies Geständnis abzulegen. Beachtenswert war hiernach nur das Geständnis nach erfolgter Tortur, doch lag es letzterdings im eigenen Ermessen des Richters, das Entweichen des Dämons festzustellen und hiernach das Geständnis der Hexe zu werten. Auf den Teufelsglauben ist es auch zurückzuführen, daß das mittelalterliche Recht sogar Tiere vor Gericht zog und ihnen den Prozeß machte, wenn sie vom bösen Geiste besessen waren. So hat der Glaube an die Gottheit und ihren Widersacher im Recht des deutschen Mittelalters zu den schauerlichsten und grausamsten Auswüchsen geführt, die wohl je das Rechtsleben beherrscht haben.

Die Kultur des Zeitungslesers.

Von Dr. W. Kiesel, Richter in Hamburg.

Die große Presseausstellung zeigt uns, was die Zeitung bis auf den heutigen Tag geworden ist; sie erbringt den Beweis, daß die Presse wirklich eine Großmacht, daß sie die große Massenbewegerin der Zeit, daß sie es ist, die dem Menschen der Gegenwart den Stempel aufdrückt. Aber man darf über der Zeitung nicht den Zeitungsleser vergessen. Was die Presse geworden ist, wurde sie durch ihren Leser; ohne ihn sinkt auch die mächtigste Presse in ein Nichts zusammen.

Leser ist jeder, das ganze Volk, eine Zusammenfassung der verschiedensten Berufe, Stände, Charaktere, Temperamente, von Gebildeten, Halb- und Ungebildeten. Zu allen will die Zeitung sprechen, zu jedem einzelnen steht sie in einem Verhältnis besonderer Verbundenheit, das wirklich fruchtbar zu gestalten ebenso Sache der Zeitung wie des Lesers selbst ist. Nur wenige Leser sind sich dessen bewußt, und nur wenige wissen, daß richtiges Zeitungslesen eine Kunst ist, die gelernt sein will.

Jede Zeitungsnummer ist ein Kulturprodukt und ein Kulturdokument, aber wegen der Verschiedenheit der Leser kein in sich geschlossenes, sondern ein buntschillerndes Zufallsprodukt, dessen bewußte Systemlosigkeit vom Leser System verlangt. Denn die kulturelle Aufgabe der Zeitung geht über die bewundernswerte technische Leistung des Nachrichtenbetriebes hinaus. Sie stellt den Leser mitten hinein in den Zusammenhang unserer gesamten Kulturentwicklung. Die Gedanken fast aller Großen im Reiche des Geistes, der Wirtschaft und der Politik finden ihren direkten oder indirekten Niederschlag in jeder Zeitung. Urteil steht gegen Urteil, Gebiet reiht sich an Gebiet — zwar immer nur bruchstückweise, aber doch in gewisser Beziehung zusammenhängend für den, der zu lesen und vor allem auch zu verarbeiten versteht.

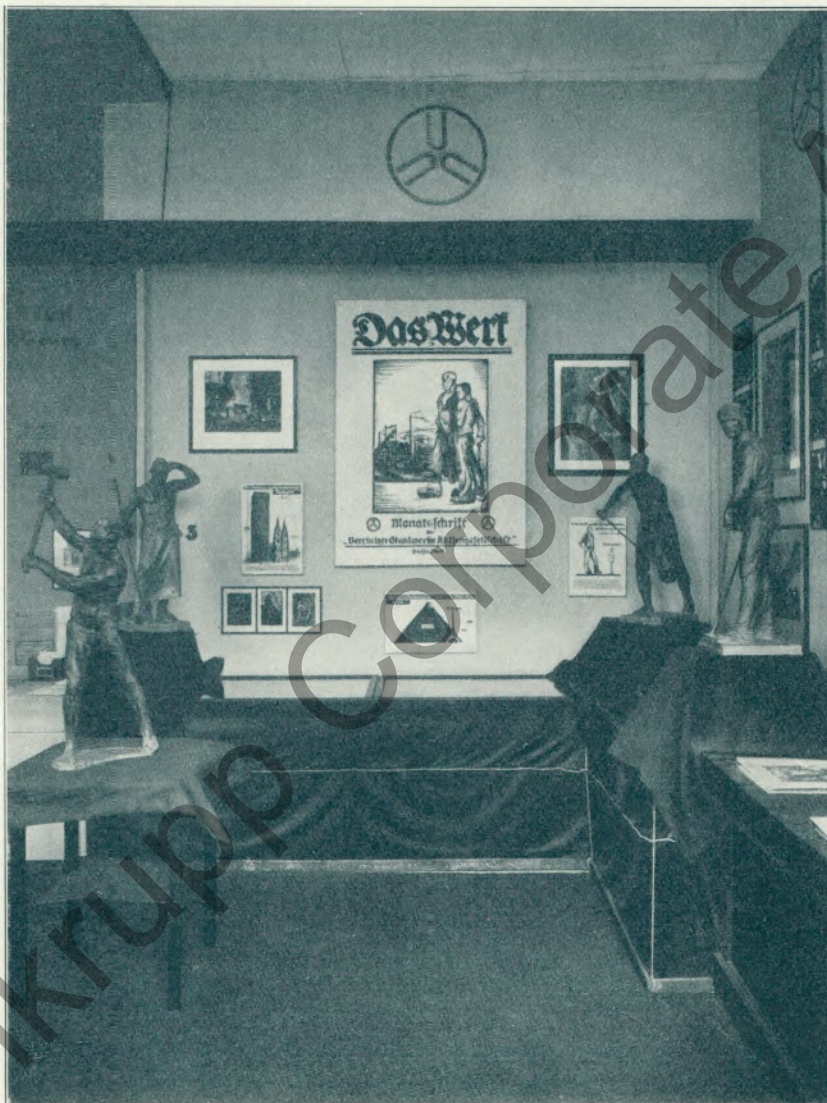
Die Presse tut im allgemeinen das ihre zur Erfüllung dieser kulturellen Aufgabe. Und der Leser? So groß wie die Verschiedenheit der Leser, so groß ist auch eine bestimmte Ähnlichkeit der Leser untereinander: der Durchschnittsleser ist oberflächlich, gedankenlos, unsystematisch und — um im Bilde von der Kunst des Zeitungslesens zu bleiben — Dilettant.

Es liegt in der Natur des Zeitungswesens, daß Wertloses sich neben Wertvollem findet, daß Augenblickswerte sich an Dauernwerte reihen. Und gerade das erfordert beim Lesen sondernde Kritik, Überlegung, Denken. Es rechtfertigt aber nicht, das Wertvolle mit dem Wertlosen der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, rechtfertigt nicht, der Sensationslust folgend mit kurzem Überblick den Zeitungsinhalt unausgeschöpft zu lassen. Aber es ist schon so: Die durch die Zeitung

vermittelten Gedanken verflüchtigen sich so rasch, wie sie gekommen sind, anstatt vertieft zu werden und zu Bestandteilen der Persönlichkeit gemacht zu sein. Sensationslust ist die allgemeine Gefahr, die der Aufgabe der Zeitung, Kulturspenderin zu sein, droht; die Zeitung selbst ist unschuldig daran. Die Schuld trägt der Gegenwartsmensch, der ohne Besinnlichkeit keine Zeit mehr findet, fremde Gedanken zu heben und sie mit eigenen fruchtbar zu durchsetzen. Es ist der Fluch des Materialismus, der dieses Manko des Durchschnittsmenschen auf dem Gewissen hat, der es erreicht hat, die Fähigkeit tieferen Schürfens, des Abwägens von Gründen und Gegenständen zu ersticken. Der denkende Mensch läßt die Zeitung nicht für sich denken; er denkt eben über sie und macht sie dadurch zu seinem wahren Besitz.

Aber nachdenkliches Lesen ist nicht das einzige Hilfsmittel, das Kulturwerk einer Zeitung für sich zu erhalten.

Zum Lesen kommt das Sammeln, Sichten und Ordnen. Wer sich dieser kleinen Mühe eine Zeitlang systematisch unterzogen hat, wird bald auf den verschiedensten Gebieten ein Material zusammenholen, wie es ihm anderweit nur schwer geboten wird, und das ihm Freund und Berater sein kann. Er wird merken, daß seine persönliche Stellung zur Zeitung eine Änderung erfährt; er wird kritischer, prüft alles auf Wert oder Unwert, vergleicht, findet Widersprüche, über die er sonst hinweglas. Achsellosigkeit wird zur Sorgfalt, Oberflächlichkeit zur Gründlichkeit, Kritiklosigkeit zur Überlegung. Ist das erreicht, so erfüllt die Zeitung wahrhaft ihren Zweck, und in der Dankbarkeit, die dann der Leser seiner Zeitung zollt, findet sie ihren wahren Lohn.



Lichtbild: Deimann, Köln.

„Das Werk“ auf der „Pressa“.

Sammeln, Sichten und Ordnen. Wer sich dieser kleinen Mühe eine Zeitlang systematisch unterzogen hat, wird bald auf den verschiedensten Gebieten ein Material zusammenholen, wie es ihm anderweit nur schwer geboten wird, und das ihm Freund und Berater sein kann. Er wird merken, daß seine persönliche Stellung zur Zeitung eine Änderung erfährt; er wird kritischer, prüft alles auf Wert oder Unwert, vergleicht, findet Widersprüche, über die er sonst hinweglas. Achsellosigkeit wird zur Sorgfalt, Oberflächlichkeit zur Gründlichkeit, Kritiklosigkeit zur Überlegung. Ist das erreicht, so erfüllt die Zeitung wahrhaft ihren Zweck, und in der Dankbarkeit, die dann der Leser seiner Zeitung zollt, findet sie ihren wahren Lohn.



Zeitungsverkauf in England gegen Ende des 17. Jahrhunderts.



Erste Intelligenzblattdruckerei in Deutschland gegen Anfang des 18. Jahrhunderts.

Zeitungskuriositäten.

Von Fr. W. Pollin, Aischersleben.

Mit vier Originalholzschnitten von Daniel Traub (Vinden-Verlag, München).

Eine der eigenartigsten Zeitungen der Welt wird im Pariser Zeitungsmuseum aufbewahrt. Sie hat den Titel „Das politische Taschentuch“ und ist auf Baumwolle statt auf Papier gedruckt. Zur Zeit ihres Erscheinens (1831) war die Steuer auf Zeitungspapier in Frankreich sehr hoch, und so glaubten die Herausgeber des „Politischen Taschentuches“ auf diese Weise die hohe Abgabe umgehen und trotzdem ihre oppositionellen Artikel gegen die Regierung verbreiten zu können. Eine Nummer kostete 30 Cts., ein Duzend Nummern 3,50 Fr., somit war also ein Duzend „politischer Taschentücher“ billiger als ein Duzend im Geschäft gekaufte „unpolitische“. Die erste Nummer erschien im Herbst 1831 und hatte nicht nur infolge ihrer eigenartigen Aufmachung, sondern auch wegen der nässalten Herbstwitterung einen ausgedehnten Leserkreis. Als dann aber im Frühling das Wetter sich besserte und damit auch die Erfaltungen geringer wurden, nahm die Zahl der Leser schnell ab. „Das politische Taschentuch“ mußte sein Erscheinen einstellen, und heute gehören die 14 Nummern dieser Zeitung zu den größten Seltenheiten.

Auch eine andere französische Zeitung verdient hier noch genannt zu werden: „La Naïade“. Damit man sie auch im Bade lesen konnte, war sie auf Kautschuk gedruckt. — Eigentlich gar nicht absonderlich, sondern recht praktisch ist die spanische Zeitung „Luminaria“ gewesen. Um sie auch im Dunkeln lesen zu können, war sie mit Leuchtfarbe gedruckt.

Gewaltige Umwälzungen auf dem Gebiete des Zeitungswesens würde es geben, wenn ein amerikanischer Gedanke Wirklichkeit würde. Eine Washingtoner Depesche der „Daily News“ berichtete vor kurzem von Versuchen, die Herstellung der Zeitung unter Ausschaltung von Typographie und Stereotypie zu vereinfachen. Eine vielverbreitete, umfangreiche Zeitung soll mittels photographischer Kopien vervielfältigt werden. Das neue Verfahren sei dem Drucke vorzuziehen, so daß es nicht für unwahrscheinlich gilt, daß dieses Verfahren den ersten Schritt zu einer Umwälzung in der Herstellung der Weltblätter bildet.

Wie mutet dagegen die Nachricht von einer geschriebenen Zeitung an, die es noch vor kaum einem Menschenalter in unserem Vaterlande gegeben hat! Das war der „Grumbacher Anzeiger“. Grumbach, das mit einer Höhenlage von

700 m eines der höchst gelegenen Dörfer in Thüringen ist, liegt weit von anderen Ortschaften ab und ist im Winter oft ganz eingeschneit. Deshalb unternahm es im Jahre 1868 der Lehrer Christian Spindler, seinen Grumbachern die wichtigsten Weltereignisse zu übermitteln, indem er eine Zeitung herausgab, die er selbst in 17 Stücken abschrieb. Sie erschien wöchentlich einmal und kostete vierteljährlich zwei Neugroschen. Die sechszeilige Anzeige kostete einen Pfennig! Als in benachbarten Dörfern auch Leser hinzukamen, mußten befähigte Schüler beim Abschreiben behilflich sein. Die wachsende Leserschaft wurde schließlich dem Unternehmen gefährlich. Spindler konnte mit der Feder nicht mehr nachkommen und stellte nach zwei Jahren das Erscheinen des „Grumbacher Anzeigers“ ein. Sicherlich die einzige Zeitung, der ein Zuviel an Abonnenten unerwünscht war und den Tod brachte.

Damit kommen wir gleich auf ein wichtiges Kapitel: das der Auflagenhöhe einer Zeitung. Es gibt eine ganze Reihe von Zeitungen, die in einer Auflage von einer halben oder einer ganzen Million und darüber gedruckt werden. Das ist in unserer Zeit eigentlich keine Kuriosität mehr, und ich erwähne das auch nur, um den Gegensatz wirksamer hervortreten zu lassen. Es hat nämlich auch Zeitungen gegeben, die in einem einzigen Exemplar erschienen sind. Ein solcher Fall ereignete sich kürzlich während der Krankheit eines englischen Staatsmannes. Von seinem Lieblingsblatt, das er täglich las, wurde ein nur für ihn bestimmter Sonderdruck hergestellt, bei dem die trostlos lautenden Meldungen der Ärzte unterdrückt und durch hoffnungsvolle Anschauungen über den Verlauf seiner Krankheit ersetzt waren.

Solch „frommer Betrug“ ist des öfteren vorgekommen. So erhielt ein Abonnent einer Londoner Zeitung fünf Tage lang seine Zeitung in einem besonders hergestellten Exemplar, in dem der Bericht über einen Prozeß gegen seinen Sohn fortgelassen war. Der Abonnent, der krank zu Bett lag, las nur dieses Blatt, und auf diese Weise wurde ihm die Gerichtsverhandlung unterschlagen, die ihn über die Schande seines Kindes unterrichtet hätte. So blieb er bis zu seinem Tode in glücklicher Unwissenheit, denn er starb nach sechs Monaten, ohne das Bett verlassen zu haben. — Auch persönliche Angriffe, durch die man dem Angegriffenen nur einen Schreck-



Das erste Adress- und Arbeitsbüro in Paris um 1630.

schuß einjagen will, sind bisweilen nur in einem einzigen Stück einer Zeitung erschienen. Das passierte bei einer der letzten englischen Wahlen. Ein Kandidat erhielt eine Nummer des feindlichen Lokalblattes, in der gewisse Mächtigkeiten von ihm auf das schonungsloseste aufgedeckt waren. Entsetzt eilte er in die Redaktion und erfuhr da aber zu seiner Beruhigung, daß die Stadt von dem Artikel noch nichts wußte; man hatte ihn nur mit dieser „Aufmerksamkeit“ überrascht, um ihn dadurch zum Rücktritt zu zwingen.

Etwas besser daran als die eben genannten Zeitungen ist eine englische Zeitung, die sogar drei Abonnenten hat. Sie erscheint in London, heißt „Anti Top Hat“ und führt einen leidenschaftlichen Kampf gegen die hohen Hüte. Dieses merkwürdige Organ wurde von einem Sonderling begründet, der sich sein Leben damit vertrieb, gegen den ihm verhassten Zylinder Sturm zu laufen. Als er gestorben war, fand man in seinem Testament die Bestimmung, daß sein Neffe, dem eine jährliche Rente von 2000 Pfund ausgesetzt war, die Aufgabe übernehmen sollte, den Kampf gegen die hohen Hüte weiterzuführen. Der Neffe hat angesichts der verlockenden Einkünfte die sonderbare Klausel gern in Kauf genommen. Und so erscheint „Anti Top Hat“ weiter, monatlich einmal, leider unter Ausschluss der größten Öffentlichkeit. Das Blatt wird nur in drei Exemplaren hergestellt, von denen zwei dem Testamentsvollstrecker zur Verfügung stehen, der auf die Ausführung der letzten Bestimmung des Erblassers zu achten hat.

Auch in Paris wird ein Blatt gedruckt, das nie in die breite Öffentlichkeit dringt. Es nennt sich „Le vieux Parisien“ und verschweigt grundsätzlich alles, was den Leser mit Trauer und Schmerz erfüllen könnte: Unglücksfälle, Verbrechen, Krieg, Elend und Not. Die Herausgeber versorgen damit in erster Linie ihre betagten Verwandten und sonstige weltabgeschlossene Leute, die ihnen irgendwie nahestehen. Über den Erfolg dieser „Zeitung für Optimisten“ konnte leider nichts in Erfahrung gebracht werden.

Keine Zeitung der Welt kann sich in bezug auf ihre Größenverhältnisse mit der amerikanischen „Illuminated Quadruple Constellation“ vergleichen. Sie hat ein Format von 2,30 m Höhe und 1,80 m Breite, bei einem Umfang von zwölf Seiten. Allerdings erscheint sie nur alle hundert Jahre einmal. Die letzte Nummer wurde im Jahre 1830 herausgegeben, und das einzige Exemplar der Nummer, das man in Europa kennt, befindet sich als große Rarität im Zeitungsmuseum zu Aachen. Die zweite Nummer wird im Jahre 1930 veröffentlicht werden. Die Mittel für die Herausgabe dieses Riesenblattes werden vom Verband der Buchdrucker und Verleger in Newyork aufgebracht.



Verwendung der Druckereierträge in Preußen durch Friedrich den Großen zu wohltätigen Zwecken um 1750.

Den Gegensatz zu diesem Riesen unter den Zeitungen bildet der „Little Standard“, der zu Torquay in England erscheint. Das Blättchen mißt nämlich nur 4,5 cm Höhe und 6 cm Breite. Es wird von einem einzigen Menschen geschrieben, gesetzt, gedruckt und versandt.

Eine Zeitung, die aus einem einzigen, nur auf einer Seite bedruckten Blättchen von 12 zu 6 Zoll Größe besteht, ist der „Tägliche Pilot“, ein Blatt, das regelmäßig auf der Donnerstagsinsel in der Torresstraße, der Meerenge zwischen Australien und Neuguinea, erscheint. Die Nachrichten, die in einer sehr gedrängten Form gegeben werden, beziehen sich hauptsächlich auf Mitteilungen über den Schiffsverkehr, die die Insulaner am meisten interessieren. Aber auch der Anzeigenteil fehlt nicht völlig. Eine Filmgesellschaft teilt der Bevölkerung der Donnerstagsinsel das Kinoprogramm mit, und ein Zahnarzt aus der Stadt Cairns gibt bekannt, daß er drei Wochen auf der Donnerstagsinsel praktizieren wird.

Eins der eigentümlichsten „Fachblätter“ der Welt dürfte die „Zeitung der Bettler“ sein, die in Paris erscheint. Sie bringt eine reichhaltige Liste aller Hochzeiten, Kindtaufen und Beerdigungen, die im Laufe der Woche in der Stadt vor sich gehen, und bei denen die Bettler auf eine gute Ernte rechnen können. Weiter teilt das Blatt Adressen wohlthätiger Leute, ihre Empfangszeit und andere zum „Fach“ gehörige Dinge mit.

Welch ein Gegensatz dazu sind die Zeitungen, die einen Abschnitt der Bibel als Leitartikel bringen! 1910 veröffentlichte eine englische Zeitung die Bergpredigt als Leitartikel. Den Rekord erreichte man natürlich wieder in Amerika, wo schon 1891 die „Chicago Times“ die vollständige Neuübersetzung des Neuen Testaments abdruckte. Jetzt gibt es in Amerika sogar ein „Zurück-zur-Bibel-Büro“. Dieser Pressedienst will an mehr als tausend Tageszeitungen die gesamte Biblische Geschichte kostenlos zum Druck liefern. Nach den Schätzungen des Büros werden bei täglicher Fortsetzung zweieinhalb Jahre nötig sein, um die ganze Bibel abzudrucken.

Ob das, was über seltsame Zeitungen vergangener Jahrhunderte und der letzten Jahrzehnte bekanntgeworden ist, immer ganz richtig war, läßt sich bei einer gewissen Unbestimmtheit derartiger Nachrichten nicht stets verbürgen. Man sieht aber, welche seltsamen Ideen mit Hilfe der allzu geduldigen Druckerschwärze das Licht der Welt erblickten, gleichzeitig aber auch, daß manches, was uns auf den ersten Blick absonderlich erschien, es eigentlich gar nicht ist, z. B. die Verwendung leuchtender Farben für Drucksachen, die im Dunkeln gebraucht werden sollen.

Natürlicher und künstlicher Kautschuk.

Von Professor Dr. Ebner, Aachen. Mit vier Aufnahmen von E. Krull, Paris.

Wenige Rohstoffe sind weltpolitisch, weltwirtschaftlich, wissenschaftlich und technisch so wichtig wie der Kautschuk.

Weltpolitisch. Der Weltkrieg wäre für Deutschland schon gleich zu Anfang verloren gewesen, wenn es der deutschen Wissenschaft nicht gelungen wäre, die durch Abschneidung aller ausländischen Zufuhren entstandene schwere Kautschuknot durch die Erfindung des künstlichen Kautschuks zu mildern. Der Kautschuk bezahlt noch heute in erster Linie Englands Kriegsschulden an Amerika; im Jahre 1926 bezogen die Vereinigten Staaten allein 368 000 Tonnen Kautschuk im Werte von rund $1\frac{3}{4}$ Milliarden Mark, von denen die Hauptmenge aus den englischen Kolonien kam. Die Politik Amerikas, vor allem die seiner Automobilkönige, geht dahin, dieses englische Gummimonopol zu brechen und durch Anlage eigener Gummipflanzungen in Liberia, den Philippinen und Brasilien ihren riesigen Bedarf an Kautschuk zu decken.

Weltwirtschaftlich steht der Kautschuk ebenfalls an der ersten Stelle. Kurz vor dem Weltkrieg belief sich die ganze Weltproduktion an Kautschuk auf 100 000 Tonnen jährlich, heute ist sie auf über 600 000 Tonnen gestiegen, deren Wert trotz stark gefallener Preise $2\frac{1}{2}$ Milliarden Mark übersteigt. Der Geldwert aller aus Kautschuk hergestellten Gummivarren kann auf mindestens 1 Milliarden Markgeschätzt werden. Jede Erfindung, die den natürlichen Kautschuk durch ein Kunstprodukt zu ersetzen vermag, verspricht daher goldene Berge. Um aber den Kautschuk künstlich herstellen zu können, mußte man zuvor seine chemische Zusammensetzung erkannt haben.

Wissenschaftlich war die Erforschung des Kautschuks eine harte Nuß. Der Kautschuk ist bekanntlich im sahnartigen Milchsaft gewisser tropischer Pflanzen,



Kautschukernte.

Der Baum wird eingeritzt und der ausströmende Saft in einem aufgefingenen.

vor allem des hochgewachsenen brasilianischen Heveabaumes, enthalten. In diesem Saft schwebt der Kautschuk in Form feinsten Tröpfchen, ähnlich wie die Fetttropfen in der Milch. Durch einfache Verfahren gelingt es, den Kautschuksaft zum Gerinnen zu bringen und aus ihm ein schwammiges Gebilde zu erhalten, das durch Druck zwischen Walzen in eine zusammenhängende, äußerst zähe und doch elastische Masse übergeführt wird. Dieser Rohkautschuk wird aber erst gegen äußere Einflüsse, wie Kälte und Hitze, beständig, wenn man ihn vulkanisiert, d. h. mit Schwefel verbindet. Eine weitere wichtige Eigenschaft des Rohkautschuks besteht darin, daß er in der Wärme unter dem Druck der Walzen kneitbar und geschmeidig wird und dabei große Mengen von Füllstoffen, Farbstoffen und anderen Fremdkörpern aufnehmen kann, ohne seine wertvollen elastischen Eigenschaften zu verlieren. Erst durch dieses Schwefeln und Füllen wird der Kautschuk zum eigentlichen Gummi.

Wie ist nun dieser Kautschuk zusammengesetzt? Darauf hatte schon 1860 der Engländer Williams die Antwort gegeben. Der Kautschuk besteht aus den beiden Grundstoffen Kohlenstoff und Wasserstoff. Sein Baustein ist eine Verbindung von 5 Atomen Kohlenstoff mit 8 Atomen Wasserstoff, die der Chemiker als Isopren bezeichnet. Aber das Isopren ist zunächst eine wasserhelle Flüssigkeit. Damit aus ihr der feste Kautschuk entsteht, muß sich eine größere Anzahl von Isoprenteilchen aneinanderlagern oder, wie der Fachausdruck lautet, sich polymerisieren. Wie viele solcher Isoprenteilchen im Kautschukmolekül zusammengeballt sind, steht zur Zeit noch nicht fest. Die Untersuchung des Kautschuks mit Röntgenstrahlen läßt vermuten, daß vier oder acht Isoprenteilchen den Kautschukring bilden. — Technisch war damit



Kautschukmarkt in Kamboodja (Hinterindien).

der Weg zur künstlichen Herstellung des Kautschuks gegeben. Man mußte zunächst das Kypren billig und in großen Mengen herstellen können. Von den zahlreichen Ausgangsstoffen zur Kyprenreinigung erwiesen sich schließlich nur der Steinkohlenteer und das Erdöl als wirtschaftlich brauchbar. Aus einem Bestandteil des Steinkohlenteers stellten 1909 die Elberfelder Farbwerke Kypren in größeren Mengen dar. Als Mittel zur Polymerisation fanden die beiden Chemiker Hofmann und Coutelles die Wärme. Der in Elberfeld gewonnene künstliche Kautschuk war während des Weltkrieges unser Ersatz für den fehlenden Naturkautschuk.

Der Tag schien nicht mehr fern, an dem der künstliche Kautschuk den natürlichen ebenso vom Weltmarkt verdrängt haben würde, wie es der künstliche Indigo zehn Jahre früher mit dem natürlichen getan hatte. Da aber trat ein Ereignis ein, das alle schönen Hoffnungen zuschanden machte. Der Weltmarktpreis, der bisher etwa 28 Mark für das Kilogramm Kautschuk betragen hatte, fiel auf einmal rapid und ununterbrochen. Er beträgt zur Zeit weniger als 3 Mark. Die Ursache dieses gewaltigen Preissturzes war das Aufkommen des Plantagenkautschuks, der in Mengen auf dem Markt erschien. Den Engländern und Holländern war es nach vielen Mühen gelungen, den Kautschukbaum aus den Urwäldern seines Heimatlandes Brasilien nach Ceylon, den Malaienstaaten und Niederländisch-Indien zu verpflanzen und hier weite Distrikte mit Kautschukkulturen zu bedecken. Nach einigen Jahren Schonzeit hatten sich diese Anpflanzungen glänzend entwickelt und überfluteten nun den Weltmarkt mit ihren billigen Erzeugnissen. 1925 gab es nur noch 30 000 Tonnen brasilianischen Wildkautschuk gegen 470 000 Tonnen Plantagenkautschuk. Man hat ausgerechnet, daß der Plantagenkautschuk dank den billigen Produktionsmethoden der



Sonnenschirme über Kautschukpflanzen.



Kein Trockengestell für Wäsche, sondern ... für die ausgewalzten und beschnittenen Kautschukstreifen.

Eingeborenen noch bei einem Preise von 1,50 Mark für das Kilogramm gewinnbringend herzustellen ist. Gegenüber solchen Preisen konnte der künstliche Kautschuk nicht bestehen und mußte vorläufig das Feld räumen.

Die chemische Forschung blieb jedoch nicht untätig. Es mußten eben noch billigere Ausgangsstoffe für den künstlichen Kautschuk gefunden werden als Teer und Erdöl. Daß es solche noch einfachere Wege der Kautschukherstellung gab, zeigte die Pflanze, die es fertigbringt, aus den Grundstoffen Kohlenstoff und Wasserstoff in ihren Zellen je nach Belieben und Bedarf Terpen, Harz oder Kautschuk aufzubauen. Ihre einzigen Hilfsmittel sind dabei neben dem Licht gewisse Stoffe in der Zelle, die als Katalysatoren oder Beschleuniger bezeichnet werden, und deren Gegenwart in minimalen Mengen genügt, um die verschiedensten chemischen Vorgänge einzuleiten und zu beschleunigen. Den in der F.-G. Farbenindustrie vereinigten Werken gebührt das Verdienst, die Bedeutung dieser Katalysatoren für die chemische Großindustrie erkannt und sie für die Herstellung von Kohlenwasserstoffverbindungen aller Art ausgenutzt zu haben. Als Beispiel seien hier nur das künstliche Benzol und die künstlichen niederen und höheren Alkohole genannt. Nach den neuesten Mitteilungen, die im November vorigen Jahres von der F.-G. Farbenindustrie gemacht wurden, ist ihr die „Kontakt-synthese“ des Kautschuks auf ähnlichem Wege gelungen wie die Kontakt-synthese des Benzins. Damit beginnt für die künstliche Kautschukgewinnung ein neuer Abschnitt, der in seiner Bedeutung noch nicht zu übersehen ist.

* Wie die „Umschau“ in einer ihrer neuesten Nummern berichtet, soll es Dr. C. Widmann in Los Angeles gelungen sein, ein gummiartiges Produkt aus einer in riesigen Mengen wild wachsenden Kakteenart zu gewinnen. Nach Schätzung des Erfinders sollen die in Amerika vorhandenen Bestände an Kakteen 35 Millionen Tonnen Gummimasse ergeben. Damit wäre das im vorstehenden entwickelte Problem „Natürlicher oder künstlicher Kautschuk“ in ein neues Stadium gerückt. Die Schriftleitung.

Geschichte des Traurings.

Von Dr. Emil Lenk.

Die anatomisch widerlegte ursprüngliche Annahme, vom vierten Finger ließe eine Blutader zum Herzen, mußte einer Symboldeutung weichen. Der Ring ist endlos wie das ewig kreisende Leben, dessen innersten und wichtigsten Kreis die Ehe bildet.

Der Ring, den man austauschte, war in heidnischer Zeit ein Amulett gegen bösen Zauber. Manche wollen in ihm ein Untertanenverhältnis wissen; nur der Bräutigam trug ursprünglich einen Ring. Andere legen juristisch aus und deuten den Ringwechsel als Siegel unter einen Vertrag. Für die letzte Auffassung spricht die Sitte der Römer, Verträge durch Übergabe eines Ringes für bindend zu erklären und sich bei Verlobungen einen eisernen Ring, *Pronubum* genannt, zu überreichen. In Island bestätigte man alle Abkommen und Verpflichtungen mit einem großen Ring, der bald von Knochen, bald von Stein, oft auch von Metall war. Mitunter war er so groß, daß man die ganze Hand durchstecken konnte. Beim Abschlusse einer Verlobung fuhr der Bräutigam mit vier Fingern und dem Handteller durch den Ring und empfing so die Hand seiner Braut. Vielleicht läßt sich auf diese Gewohnheit die einstige Form der Trauung auf den *Orkenys* zurückführen, wo sich die Brautleute durch ein rundes Loch oder einen Ring an einem Steinpfeiler die Hände gaben.

Bei den Angelsachsen reichte man sich bei der Verlobung die Hände, worauf Braut und Bräutigam einander beschenkten. Unter des letzteren Gaben befand sich ein Ring. Vor Einführung des *Common Prayer Book* (englische Kirchenordnung seit 1548), welches einfach bestimmt, daß der Trauring an den vierten Finger der linken Hand der Braut gehört, steckte ihn der Bräutigam der Braut zunächst mit den Worten „Im Namen des Vaters“ auf die Spitze des Daumens, dann, indem er „und des Sohnes“ fortfuhr, an den Zeigefinger, darauf bei „und des Heiligen Geistes“ an den dritten Finger, endlich mit dem Schlußworte „Amen“ auf den vierten, wo er verblieb. — Nach dem Ritual der morgenländischen orthodoxen Kirche hat der Trauring seinen Platz auf der rechten Hand. Die Ringe werden dreimal gewechselt. Der Bräutigam steckt der Braut zuerst ihren Ring an, dann versetzt der Priester den des Bräutigams an die Hand der Braut, zuletzt bringen ihn Priester und Bräutigam gemeinschaftlich an die Stelle, wo er bleiben soll. Vielleicht liegt darin eine Analogie für die Dreieinigkeit. Bei den Neugriechen werden bei der Verlobung zwei Ringe, einer aus Gold, einer aus Silber, getauscht. Bei den Armeniern werden sehr häufig Kinder von drei Jahren, ja noch jüngere miteinander verlobt. Wenn zwei Mütter übereingekommen sind, daß ihre Kinder eine Ehe eingehen sollen, so teilen sie dies ihren Männern mit, welche die Wahl der Frauen immer gutheißen. Die Mutter des Knaben geht dann mit zwei alten Weibern und einem Priester zu den Eltern des Mädchens und schenkt dem Kind einen Ring im Namen des zukünftigen Gatten. Dann wird der Knabe hereingebracht, der Priester liest eine Stelle aus der Bibel vor, segnet die Verlobten, von denen der kleine Bräutigam seiner Braut bis zu ihrer Verheiratung jedes Jahr ein neues Kleid schenken muß. Auch in Europa kam früher unter fürstlichen Personen ähnliches vor.

Überall knüpfen sich an Trauringe abergläubische Sitten und Bräuche. Nicht nur im deutschen Liede heißt es: „Sie hat die Treue gebrochen, das Ringelein sprang entzwei“, auch in einer russischen Ballade sagt die Braut: „Wenn ich je an eine andere Liebe denke, so soll der Ring auseinander-

brechen, solltest du einer andern folgen, so wird der Diamant aus dem Ringe fallen.“ Nicht nur in Tirol und in Hessen glaubt man, beim Zerbrechen eines Traurings müßte eines der Eheleute sterben, auch in England wird der Bruch des Traurings als sicheres Zeichen betrachtet, daß die Gattin bald Witwe werde. In Rußland war der Brauch, während eines Gewitters das Regenwasser in einem Becken aufzufangen, auf dessen Boden ein Trauring lag. Ein Wasser, durch einen solchen Ring gegossen, hatte helfende Kräfte, und nach einer kleinrussischen Sitte gibt die Braut dem Bräutigam aus einem Becher Wein zu trinken, in den sie ihren Ring gelegt hat. In gewissen Gegenden Deutschlands, in England und Frankreich gilt das Reiben mit einem goldenen Trauring am Auge für das beste Mittel zum Vertreiben eines Gerstenkorns. Doch muß dies in Deutschland dreimal geschehen, in England neunmal schweigend. Unter den irischen Bauern herrscht vielfach der Glaube, eine Trauung, bei der kein Goldring gebraucht werde, habe keine Gültigkeit. Es gibt daher Leute, welche den Armen solche Ringe gegen ein kleines Entgelt leihen, und in manchen Orten hat die Gemeinde einen Trauring angeschafft, der bei jeder Trauerzeremonie verwendet und vom Priester verwahrt wird.

In ganz England und in Amerika spielt der Hochzeitskuchen eine große Rolle, und in Norddeutschland wird ein Trauring in einen Festkuchen hineingebacken: das Mädchen, dem er zufällt, gilt als die nächste Braut. Im Norden Englands, und am Mississippi und Ohio wird jener Hochzeitskuchen in schmale Stücke geschnitten und neunmal durch den Trauring gezogen. Man verteilt sie unter die unverheirateten Hochzeitsgäste, die sich die Kuchenstücke unter ihr Kopfkissen legen, da sie von ihrem Liebhaber zu träumen hoffen.

Im 16. Jahrhundert bedienten sich die Juden bei ihren Trauungen großer, reichverzierter Ringe, die die Gestalt von Trommeln ohne Fell hatten, und die auf der einen Seite eine erhabene gearbeitete, mehrere Zentimeter hohe Darstellung eines Hauses oder eines Kuppeltempels mit einer Inschrift trugen, die mit „Viel Gutes wünsche ich“ zu übersetzen ist. Das Haus oder der Tempel auf dem Ring hatte kleine Türen, die sich in winzigen Angeln drehten. Sie wurden nur während der Trauungszeremonie getragen und nach derselben wieder durch einfache ersetzt.

Am 6. Oktober, dem Tage der heiligen Fides, bereiten im Norden Englands drei Mädchen einen Kuchen aus Mehl, Wasser, Zucker und Salz. Sie backen ihn, wenden ihn dreimal um, schneiden ihn in drei gleich große Teile, und jedes Mädchen muß ihr Stück wieder in neun Streifen zerschneiden und jeden durch einen Trauring schieben, den sie sich von einer sieben Jahre verheirateten Frau geborgt hat. Alle drei müssen sich dann in ein und dasselbe Bett legen, hängen den Ring darüber auf und sehen im Traum bestimmt ihren Zukünftigen. Selbst ein Finger, an dem man einen Trauring getragen hat, besitzt nach allgemeiner Auffassung eine heilende Kraft. Während Wunden, von anderen Fingern berührt, „vergiftet“ werden, werden sie, mit diesem bestrichen, in kürzester Zeit vernarben.

All diese vielfältigen Sitten und Gebräuche, die sich an den Trauring knüpfen, sind nur Umschreibungen eines tiefen Volksempfindens der Urzusammenhänge zwischen Weib und Mann und ihrer magischen Verbundenheit mit der Welt. Der Ring ist endlos wie die Ewigkeit, ein Symbol des Zusammenschlusses aller Menschenkraft gegen den zerstörenden Wechsel des Lebens.

Der Brand der Cheopspyramide.

Roman von Hans Dominik.

[Alle Rechte vorbehalten. Copyright by Ernst Reils Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Berlin und Leipzig.]

(6. Fortsetzung.)

Inhalt des bisher erschienenen Teiles:

Elias Montgomery, dem es gelungen ist, das Problem der Befreiung der Atomenergie zu lösen, ist plötzlich am Herzschlag gestorben. Bis zu seinem Tode hat er das Wesen seiner Erfindung gegen jedermann streng geheimgehalten. Der englische Staat übernimmt unverzüglich die Hinterlassenschaft des Verstorbenen. Seit Wochen bemüht sich die eingesezte Kommission vergeblich, einen geheimnisvollen Apparat, der anscheinend die Lösung des Problems darstellt, in Tätigkeit zu setzen. Schon werden Stimmen laut, die dringlich die Hinzuziehung ausländischer Physiker fordern, mit der Begründung, daß die Verwendung der Atomenergie als Kriegswaffe die einzige Möglichkeit darstellt, um dem ständigen, das gesamte Abendland bedrohenden Vordringen des mauretanischen Volkes, das schon Spanien bis zu den Pyrenäen besetzt hat, erfolgreich Einhalt zu gebieten.

Trotzdem jedem Unbefugten der Zutritt zu Montgomery-Hall verwehrt ist, gelingt es einer mauretanischen Spionin, der russischen Baronin Jolante von Karsküll, die Erlaubnis zum Besuch des Schlosses zu erhalten. Wenige Tage später funkten Radiowellen um den Erdball: Montgomerys Apparat ist trotz schärfster Sicherungsmaßnahmen auf unerklärliche Weise aus Montgomery-Hall verschwunden!

In Deutschland haben die Riggers-Werke seit Jahren an dem gleichen Problem gearbeitet, ohne bisher zu einem Abschluß gekommen zu sein. Durch Zufall erfährt Generaldirektor Harder, daß Friedrich Eisenecker, der früher als Ingenieur in seinem Werke gearbeitet hatte, bei der Diskontobank einen Barren chemisch reinen Goldes deponiert hat. Er vermutet sofort, daß Eisenecker die Lösung des Problems gelungen ist, und beauftragt seinen Neffen Malte von Jversen, alle Schritte Eiseneckers aufs schärfste zu überwachen.

Im Anschluß an eine kurze Informationsreise nach Amerika, bei der er Augenzeuge des erfolglosen Versuches Jeffersons war, das Problem der Atomenergie unter Zuhilfenahme der in den Niagarafällen aufgespeicherten Kräfte zu lösen, begibt sich Eisenecker nach Spanien, um hier seinem alten Freunde, dem verabschiedeten Obersten Gonzales, einen Besuch abzustatten. Jversen, der ihn ständig verfolgt, erregt die Aufmerksamkeit der mauretanischen Behörden, die ihn für einen politischen Spion halten. Eine Gegenüberstellung Jversens und Eiseneckers entlastet Jversen von dem Verdacht, zeigt aber gleichzeitig Eisenecker, daß die Spionage ihm und seinem Werk gilt.

Montgomerys Apparat befindet sich in den Händen der Mauren, denen es trotz aller Bemühungen ebenfalls nicht gelingt, ihn in Tätigkeit zu setzen. Da fast Jolante von Karsküll, die sich inzwischen an den Hof des Kalifen nach Madrid begeben hat, den Plan, das Geheimnis des Apparates durch den Tod zu lassen, dem es von allen Physikern der Welt wohl am leichtesten gelingen würde: durch den Generaldirektor Harder von den Riggers-Werken. Sie will versuchen, ihn, der sich zur Zeit in Biarritz befindet, zu einem Ausflug in das baskische Bergland zu veranlassen, um ihn dort in unauffälliger Weise den Apparat Montgomerys in die Hände zu spielen. Sie hofft, daß der Ehrgeiz Harder keine Ruhe lassen wird, bis ihm die Lösung des Geheimnisses gelungen ist. Mittel und Wege, um nicht ihn, sondern die Mauren die Früchte seiner Arbeit auswerten zu lassen, sind genügend vorhanden.

Vom Pic d'Dry fällt der Pyrenäenstock schroff nach Norden hin ab. Jäh stürzen die Wildwasser hier in die Tiefe und liefern die Kraft für die Werke von Kallain und für die Eisengruben von Sainte Marie aux Chânes. Etwas oberhalb der Gruben ein altes verfallenes Schloßchen im Zopfstil des Rokoko. „Mon Repos“ ließ sich noch mit Mühe aus den verbliebenen und verwitterten Bronzelekttern an der Fassade entziffern, die früher einmal im Schmucke reicher Vergoldung gegläntzt hatten. Jahrzehnte hindurch hatte der Bau unbewohnt gestanden, bis Eisenecker ihn für ein Billiges erwarb. Ihm war diese weltabgeschiedene Lage gerade recht.

Hier konnte er ungestört am Ausbau seiner Erfindung arbeiten. Die Unsicherheit in diesem Grenzgebiete schreckte ihn nicht. Die Lage, so dicht an der maurischen Grenze, war ihm im Gegenteil gerade recht.

In dem in den Felsen eingehauenen Untergeschoß war eine kleine Werkstatt eingerichtet. An einer Werkbank Eisenecker, den Blick auf den Drehstuhl gerichtet.

Die Wendeltreppe, die von oben hinunterführte, kam der Diener hinab, den ihm Gonzales beigegeben hatte. Ein alter, schnauzbärtiger Sergeant der früheren spanischen Armee. Das grimmige, von Narben durchsetzte Gesicht zu einer freudigen Grimasse verzogen.

„Er ist gekommen, Señor!“

„Schon da?“

Eisenecker warf einen Hebel herum und folgte dem Alten nach oben.

„Ah, guten Abend, Don Antonio! Der Weg über die Berge? ... Gut verlaufen?“

Der Oberst deutete lächelnd auf seinen Hut, der an einem Haken hing.

„Das Loch darin! Sonst weiter nichts.“

Gonzales warf sich in einen Stuhl und trank in langen Zügen einen Becher Alicantewein.

„Sie waren scharf hinter mir her. Ich mußte mich beeilen. Nun, einerlei! Der Zweck meiner Reise ... ich brauchte nicht weit zu gehen, um sie zusammen zu haben ... die hundert Gefreuen, die wir brauchen. Wollte auch nicht in die Ebene steigen. Die aus den Bergen sind härter, gewandter im Gebirgskampf.“

Die meisten davon waren schon bei den letzten Guerillas dabei! Sie alle harren, warten mit Ungeduld auf den Ruf. Keiner weiß natürlich etwas von den neuen Waffen. Es ist ihnen genug, daß sie wieder einmal einen Führer haben, der sie gegen den Feind führt.

Ich selbst ... verzeihen Sie meine Ungeduld!

Der Tag! Ich kann es nicht erwarten, bis der Tag kommt, an dem der letzte Blitz zuckt.“

Eisenecker lächelte.

„Ich verstehe Sie vollkommen, lieber Freund. Der Tag ... Ihr Tag ... er ist nicht mehr fern. Ich sehe schon das Morgenrot. Ihre Leute mögen sich rüsten!“

Der Oberst wollte sprechen. Da zuckte das elektrische Licht ein paarmal auf und erlosch. Sie saßen im Dunkeln.

„Was ist das, Don Frederego?“

„Borassichtlich eine Störung im Kraftwerk. Ich werde meine Notbeleuchtung ein —“

Ehe Eisenecker den Satz vollendet, drang das dumpfe Grollen einer Explosion in den Raum.

Eisenecker hatte sich zum Schreibtisch gefastet und einen Schalter bewegt. Eine Stehlampe flammte auf und erleuchtete den Raum. Sie lauschten.

• • •

Als ein reisender Bergstrom kommt der Oberlauf des Oleron vom Pic d'Dry brausend hinab, bis ihn fünfhundert Meter über Kallain die großen eisernen Druckrohre des Kraftwerkes aufnehmen und die Wasser gebändigt hinab zu den

Turbinen des Kraftwerkes führen. Während Eisenecker mit Gonzales im Gespräch saß, stand dort oben an den wirbelnden Wassern ein Mensch. Unmöglich, in der Dunkelheit sein Gesicht zu erkennen. Nur undeutlich leuchteten im Sternenschein die weißschäumenden Wirbel, die das Wildwasser hier zum letzten Male aufwarfen, bevor es in die Rohre einströmte.

Der Fremde hier bewegte den Arm, warf etwas, das klatschend auf das Wasser fiel, im nächsten Moment von den Wellen ergriffen und in das erste Rohr hineingerissen wurde. Er stand und lauschte. Eine Minute ... noch eine ... die dritte Minute.

Aus der Tiefe des Tales drang der Donner einer Explosion nach oben. Die erste Bombe hatte ihr Ziel erreicht. Vom Wasser mitgerissen, war sie mit elementarer Gewalt gegen die Schaufeln der ersten Turbine geschleudert worden, und die Aufschlagzündung hatte gewirkt.

Noch einmal ein Wurf und dann ein dritter. Auch die beiden anderen Rohre hatten die todbringende Sendung verschluckt und führten sie mit der Schnelligkeit des stürzenden Wassers den Maschinen des Kraftwerkes zu.

Der Fremde wartete den Erfolg nicht ab. Eilig schritt er einen schmalen Pfad bergauf. Trotz der Dunkelheit verfolgte er den halbschattigen Weg mit einer wunderbaren Sicherheit zur maurischen Grenze hin und war schon tief in den Bergen, als das Dröhnen der nächsten Explosion sein Ohr erreichte. Die Werke von Rallain wurden gemordet. Gemordet auch die sechstausend Mann der Belegschaft in St. Marie ...?

Eisenecker stand neben der brennenden Lampe. Noch einmal ein fernes Donnern.

„Was ist das, Don Frederego?“

Eisenecker preßte die Lippen zusammen. Lauschte, bis das Grollen einer dritten Explosion an sein Ohr drang.

„Santa Maria! Was ist das, Don Frederego?“

„Ich glaube, Don Antonio, das waren drei Explosionen, durch welche die drei Maschinensäße des Kraftwerkes von Rallain zerstört wurden.“

„Zerstört? Ein Unglücksfall? Ein Verbrechen?“

„Sie vergessen, Don Antonio, daß wir hier nah an der maurischen Grenze sitzen.“

„Ah! Was ist das? Sie meinen also, daß maurische Hand ...?“

„Ich nehme es an.“

„Wozu? Warum?“

Eisenecker hatte sich abgewandt. Die Frage brachte ihn selbst zur Tafel.

„St. Marie aux Chaines!“ Gonzales schrie es. „Die Werke vernichtet! Die Belegschaft?! Dreitausend die Schicht! Sie ist verloren. Undenkbar eine solche Schandtat! Don Frederego!“

Er war auf Eisenecker losgestürzt.

„Sie? ... Was ...“

„Ich werde versuchen ...“

Drei schwere Explosionen im Kraftwerk von Rallain. Die drei großen Turbinen zerschmettert. Zebrochen die eisernen Käfige, die das Wildwasser zwangen. Mit Gewalt brach das befreite Element sich Bahn. Schäumend und wirbelnd überschwemmte es im Augenblick alle Räume des Kraftwerkes.

Schon schrillte von den Eisengruben her das Telephon.

„Wo bleibt der Strom? Strom her! ... Kraft her!“

Der Ingenieur schrie es mehr, als er sprach.

„Unmöglich! ... Drei Explosionen ... alle Maschinensäße zebrochen.“

„Strom her! In Gottes Namen Strom her! ... Unsere Maschinen stehen. Die ganze Belegschaft ist verloren.“

„Unmöglich ... wir können nicht. Gott helfe euch ...“

Der Hörer wollte dem zitternden Zecheningenieur aus der Hand sinken ... da ...

„Der Strom kommt!“

Es war eine andere ... eine ganz fremde Stimme, die dem Ingenieur in Sainte Marie aux Chaines aus dem Apparat ans Ohr drang.

„Wer spricht dort? Wer ist da in der Leitung?“

„Ich gebe Strom für eine Stunde. Bringt die Belegschaft aus den Gruben.“

„Wer spricht dort? Wer ist dort in der Leitung?“

„Für eine Stunde nur, richtet euch danach.“

Die Stimme ließ sich nicht wieder hören. Nur verworrene Rufe von Rallain her.

Der Ingenieur in Sainte Marie umklammerte den Hörer, als wolle er ihn zerbrechen.

Eben noch warf die flackernde Kerze der Notbeleuchtung unsichere Reflexe durch den Raum. Jetzt glühten die elektrischen Lampen wieder auf. Volle Helligkeit flutete durch das Gemach. Jetzt brannten auch die großen Lampen auf dem Zechenhofe wieder.

Narrten ihn seine Sinne? Trieb jemand sein Spiel mit ihm?

Er schrie noch mal in den Apparat.

Keine Antwort mehr. Er stand starr. Die Knie wankten unter ihm. Unfähig, einen Entschluß zu fassen.

Die Muschel des Apparates noch mechanisch gegen das Ohr gepreßt. Nur das Dröhnen rauschender Wassermassen, die dort in Rallain in die Zentrale des Kraftwerkes einbrachen. Ein Gurgeln ... ein Brausen ... dumpf und immer dumpfer. Mit grauenhafter Deutlichkeit vernahm er hier alle Einzelheiten der Katastrophe, die sich dort oben abspielte.

Jetzt erreichten die Wasser dort oben das Mikrophon. Überschwemmten es, verdarben es. Der Apparat lag tot und stumm.

Der Ingenieur preßte die Fäuste in die Augen. Er fürchtete, wahnsinnig zu werden ... schon zu sein. Das brennende Licht. Strom. Woher der?

„Eine Stunde!“ hatte die unbekannte Stimme gesagt.

„Eine Stunde gebe ich euch Strom.“

Seine Augen hingen an dem großen Schalthebel.

Generalalarm?

„Eine Stunde gebe ich euch Strom.“ Als ob die Stimme nochmals ertönt wäre. Da riß er den Hebel herum, stürzte aus dem Raum. Dort ... kam dort nicht ein Mann auf den Hof gestürzt ... ein zweiter ... ein dritter nach ihm? Leute vom Kraftwerk, die hierhergestürzt kamen. Vom rasenden Lauf erschöpft, durch die Katastrophe erschüttert und verwirrt, kamen sie daher. Mit aufgerissenem Mund, mit erhobenen Händen taumelten sie auf den Ingenieur zu.

Was ist hier? Strom? Das Kraftwerk zerstört? Von den entseßelten Wassermassen übersflutet. Alles in dunkler Nacht.

Hier Kraft?! ... Licht?! Ein unfassbares Wunder.

Der Ingenieur lief zum nächsten Schacht. Da schnellte gerade die Förderschale empor. Aus ihren Lüren entquoll der erste Saß der Belegschaft.

Der Hebel für den Generalalarm. In der Sekunde war er herumgerissen, flammten an hundert Stellen tief unten in den Gruben die roten Lampen auf, schrillten die Glocken, die alles Lebendige zu den Förderschalen riefen.

Rastlos arbeiteten die Maschinen. Schwere beladen kam Korb um Korb zutage. Schwarz quoll es aus den Schächten. Schwarz wimmelte es bald auf dem Zechenhofe.

Immer größer die Menge hier, in wildem Aufruhr durcheinandertwogend, schreiend. Die Zeit verrann. Eine Viertelstunde nach der anderen. Der letzte Korb! Der letzte Mann der Belegschaft gerettet!

Wenige Minuten noch ... die Stunde war um! Finsternis ... tiefste Nacht. Sekundenlange Stille unter den Tausenden.

Ein gellender Schrei aus dem Munde des Ingenieurs durchbrach sie.

Wie vom Blitz getroffen war er zusammengebrochen.

„Ich will es versuchen!“ Mit diesen Worten war Eisenecker aufgesprungen und in den Nebenraum gegangen. Der Oberst Gonzales blickte ihm erstaunt nach. Was wollte der Deutsche? Er hörte ihn sprechen ... in das Telephon offenbar. Hörte einzelne Worte, konnte aber den Sinn nicht verstehen. Ein Lichtschein ließ ihn aufblicken. Es zuckte in den Lampen, und dann brannte das Licht wieder.

Eisenecker kam zurück.

„Also doch nur eine vorübergehende Störung im Kraftwerk, Don Frederego.“

„Nein, Señor, das Kraftwerk von Kallain ist vollkommen zerstört!“

„Unmöglich, Don Frederego ... wie könnten dann die Lampen brennen?“

„Ich gab den Strom!“

Iversen hatte geendet. Mette, die neben ihm im Sande lag, richtete sich auf. Reichte Iversen die Hand.

„Danke, Malte, tausend Dank!“ Ungehemmt ließ sie die Tränen über ihre Wangen fließen. „Seit Monaten die erste frohe Stunde. Wenn Sie wüßten, wie schwer ich litt seit dem Tage, wo ich unfreiwillig Zuhörerin Ihres Gesprächs mit meinem Vater war. Das ganze Verhalten meines Vaters ... wie gut und schön Sie es entschuldigen. Ich selbst vermag es nicht so, vermag nicht Ihre Gründe mir zu eigen zu machen. Und auch das, was Sie über Eisenecker sagten, wie Sie ihn verteidigten ...“

„Eisenecker ... kennen Sie Friedrich Eisenecker?“

Mette wandte den Kopf zur Seite, schaute lange über die weite blaue Fläche.

„Ja ... ich kenne ihn, kenne Friedrich Eisenecker ... es war zu der Zeit, als Warnum aufgebaut wurde, er dort tätig war ...“

Und dann erzählte sie ihm leise, tonlos, die Geschichte jenes Sommers.

Sie hatte geendet. —

„Ah! Treffen wir Sie hier? Wir suchten Sie so lange schon am Strande.“

Iversen schaute empor. Zwei Damen vor ihm. Mit Mühe unterdrückte er einen Ausruf des Erstaunens. Die beiden blonden Damen aus dem Villenvorort von Madrid. Mit einem Sprung war er hoch, half Mette auf.

Nur mit halbem Ohr hörte er die vorstellenden Worte Mettes. Seine Augen hingen an der jüngeren der beiden.

Modeste von Karsküll, so hieß sie also?

Jolanthes Blick ruhte lange und forschend auf ihm. Kaum, daß sie auf das Geplauder Mettes achtete, die neben ihr herschritt. Sie richtete ihre Aufmerksamkeit auf das lebhafteste Gespräch, das zwischen Iversen und Modeste sich entsponnen.

„Und Sie erkannten mich auch wieder, gnädigste Baronin?“

„O gewiß, Herr von Iversen. Halfen Sie mir doch so freundlich, meinen Paß zu suchen. Sie wurden natürlich auch bald entlassen?“

„Gewiß.“ Es schwebte Iversen auf der Zunge, seine nochmalige Verhaftung zu erzählen, doch irgend etwas hieß ihn schweigen.

Da kam es von Jolanthes Lippen zurück:

„Ah, Sie waren auch in diesen Tagen in Madrid?“

„Ja wohl, meine gnädigste Baronin, und hatte dort das Vergnügen, mit Ihrem gnädigen Fräulein Schwester auf der Straße verhaftet und zur Polizeiwache gebracht zu werden.“

„Weshalb Sie natürlich Madrid in schlechter Erinnerung haben, Herr von Iversen.“

„Nun ja,“ erwiderte er lächelnd, „angenehm war meine Situation gerade nicht.“

„Nun, Sie könnten sich doch legitimieren, Sie hatten doch Ihren Paß.“

„Gewiß, aber hm ...“

„War er nicht in Ordnung, oder als was reisten Sie?“

„Ich war ... ich hatte einen Auftrag für ein großes deutsches Blatt, ein paar Zeitungsberichte über Madrid zu bringen und die dortigen Verhältnisse.“

„Ah, Sie sind Korrespondent, Journalist!“

In lebhafter Unterhaltung erreichten Sie die Strandbrücke. Hier trennten sich ihre Wege.

Beim Abschied. Jolanthe fragte:

„Sie bleiben wohl längere Zeit hier, Herr von Iversen? Werden Sie unseren Ausflug auch mitmachen?“

„Was für einen Ausflug, gnädige Baronin?“

„Ah, Sie wissen von nichts ... wir wollten morgen einen Ausflug in die baskischen Berge machen zu dem berühmten Schäfer Arriava.“

„Schäfer? Arriava? Nie gehört! Was ist mit dem?“

„Nun, der Mann ist doch bekannt durch seine prophetische Gabe.“

Iversen zuckte die Achseln und verzog den Mund.

„Gnädigste Baronin, sind Sie auch sicher, daß seine Prophezeiungen nicht post festum kommen?“

„O nein, Sie irren, Herr von Iversen. Der Mann, das steht fest, hat des öfteren anderen gegenüber von der Zukunft gesprochen, die ihm in Träumen sich offenbart.“

„Und die Träume sind auch richtig in Erfüllung gegangen? Das noch am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts!“

„Lachen Sie nicht zu früh, Herr von Iversen! Vielleicht, daß Ihre Ungläubigkeit schneller befehrt wird, als Sie denken.“

„Selbstverständlich, ich werde mitkommen. Wäre es auch nur, um einen schönen Stoff für einen Zeitungsbericht zu haben.“

Am 18. August brachten die europäischen Zeitungen an hervorragender Stelle die folgende Nachricht:

Bern, den 17. August. Heute vormittag um 11,30 Uhr begab sich der maurische Geschäftsträger zum Minister des Äußern und übergab dem Minister die nachstehende Note:

„Die Regierung Seiner scherifischen Majestät lehnt es ab, der Einladung zu einer neuen Versammlung der römischen Konferenz Folge zu leisten. Nach dem bisherigen Verlauf dieser Verhandlungen kann die Regierung Seiner scherifischen Majestät nicht zu der Überzeugung gelangen, daß die Wiederaufnahme zu einem glücklichen Resultat führt.“

Sie kann sich der Ansicht nicht verschließen, daß auf europäischer Seite der ernsthafteste Wille fehlt, den Verhandlungen einen Abschluß zu geben, der die völlige Wiederherstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den beteiligten Staaten gestattet.“

Die offizielle Telegraphenagentur meldet hierzu eine Stunde später:

„Die Erklärung Mauretaniens kommt der europäischen Staatsregierung völlig überraschend. Die europäische Regie-

rung wird nicht verfehlen, bei der mauretanischen Regierung Aufklärung zu fordern. Es erscheint der europäischen Staatsregierung undenkbar, daß die mauretanische Regierung damit die ständige Besetzung Nordspaniens oder gar die Annexion aussprechen will.

Kurz vor Schluß der Redaktion ging folgendes Manuskript der Telegraphenagentur ein:

Die Notiz eines hiesigen Mittagsblattes, daß die so plötzlich veränderte Sprache der scherifischen Regierung aller Wahrscheinlichkeit nach darauf zurückzuführen sei, daß der englische Apparat von maurischer Seite geraubt sei und sich im Besitz der maurischen Regierung befindet, entbehrt jeder Begründung.

Der starke Kraftwagen Harders rollte die Landstraße entlang, die von Bayonne aus dem Laufe der Nive folgt. In hundert Windungen und Krümmungen eilt der reizende Bergstrom zu Tal, bis er dicht bei Biarritz das Meer erreicht. Bald zu seiner Rechten, bald zu seiner Linken, ihn oft auf kühnen Brückenbogen überschreitend, dringt die Straße in das Gebiet der Hochapenninen ein. Majestätische Berge zu beiden Seiten des Weges. Die Gipfel schon stellenweise mit ewigem Schnee bedeckt. Tief unten im Tal grünglasig schimmernd die wirbelnden Wasser der Nive. Ueber dem Ganzen der Azurhimmel Südfrankreichs. Bezaubernd die Landschaft, verlockend die Fahrt.

Im breiten Fond des Wagens Mette Harder. Zu ihrer Rechten Modeste von Karstüll. Auf den Vordersitzen Harder und Iversen.

Enger wurde jetzt das Tal. Steiler und schroffer traten die Gebirge zusammen, in schäumenden Kaskaden stürzten die Wasser der Nive über gewaltige Felsblöcke.

Iversen warf einen Blick auf die Uhr.

„Noch etwa zehn Minuten, Herr Harder, dann dürfen wir am Ziele sein. Ich bin neugierig, was der Wundermann uns erzählen wird.“

Harder kräuselte spöttisch die Lippen.

„Dieser Besuch ist eine Laune meiner Tochter, Herr von Iversen. Noch genauer gesagt, eine Idee der älteren Baronin von Karstüll. Die Baronin machte zuerst den Vorschlag. Sie erzählte so viel von dem Wundermann, bis auch Mette ihn durchaus kennenlernen wollte. Und als sie mich dann endlich breitgeschlagen hatten, als der Ausflug beschlossen war und der Wagen vor der Tür stand, hielt sie ein wichtiges Telegramm in Biarritz zurück. Erbschaftsangelegenheiten, wenn ich richtig verstand. Die beiden anderen Damen wollten den Ausflug nicht aufgeben. Meinnetwegen. Mir fehlt der Sinn für solche Dinge, Iversen. Das zweite Gesicht. In meiner westfälischen Heimat spukt das schon immer.“

Er machte eine abweisende Handbewegung. Iversen lachte.

„Warten wir es ab, Herr Harder, vielleicht gelingt es dem Sieur Urriaba, Sie zu befehren.“

Nach einer letzten steilen Serpentine erreichte der Wagen St. Jean und hielt auf einem kleinen Platz zwischen den wenigen Häusern des Fleckens.

Ein Eingeborener wies ihnen den Weg, einen schmalen steinigten Fußpfad den Berghang hinan. Sie mußten hintereinander gehen, sorgfältig auf den Weg achten, um nicht fehlzutreten. Dazu die Hitze des Augusttages. Öfter als einmal blieb Harder stehen und trocknete sich die Stirn. Jetzt endlich war das Ziel erreicht. Eine ärmliche Hütte, roh aus aufeinandergeschichteten Feldsteinen errichtet. Ein fließender Brunnen daneben, der seinen Strahl in eine steinerne Tränke fallen ließ. Weidende Schafe an den Hängen. Ein Hund, der sie umsprang.

Auf der Bank vor der Hütte ein steinalter Mann. Bastisandalen an den Füßen, die Unterschenkel mit Fellen und Riemen umschnürt, den breiten baskischen Hut auf dem Kopf,

einen verwitterten ausgebleichenen Mantel trotz der Sommerhitze um die Schultern.

Iversen trat näher und grüßte in französischer Sprache. Regungslos, wie geistesabwesend blieb der Alte sitzen. Nur ein paar unverständliche baskische Worte kamen von seinen Lippen. Harder zuckte die Achseln.

„Unsere Expedition läßt sich nicht sehr aussichtsvoll an, Iversen.“

Noch bevor Iversen antworten konnte, trat ein jüngerer Mann aus der Hütte. Auch er in der Hirtentracht der Basken. Der sprach ein erträgliches, wenn auch mit zahlreichen baskischen Worten gemischtes Französisch.

„Sie wünschen zu hören, was Urriaba Ihnen zu sagen hat? Sie müssen einzeln an ihn herantreten, ihm in die Augen sehen!“

Wer sollte der erste sein, der es unternahm? Ein Streit erhob sich in der Gesellschaft. Keiner wollte. Iversen versuchte ihn zu schlichten.

„Die Damen zuerst! Bitte, gnädige Baronin, bitte, gnädiges Fräulein, wer von Ihnen will den Vortritt nehmen?“

Auch hier noch ein kurzer Streit, bis Modeste von Karstüll entschlossen vortrat. Sie versuchte den Alten anzuschauen und sah in leere glanzlose Augen, die wesenlos über sie hinwegblickten. Wohl eine Minute stand sie, dann begannen die Lippen des Greises sich zu bewegen. Baskische Worte. Der Jüngere daneben übertrug sie in das Französische.

„Ein Großer ... ein Mächtiger ... dunkel sein Gesicht. Er begehrt dich. Du fliehst ihn. Er läßt dich nicht. Hüte dich, wenn dein Weg sich wieder mit dem seinen kreuzt.“

Gefahren werden dich umgeben. Dann wird er kommen, der dich aus den Flammen löst. Ihm wirst du folgen ...“

Der Alte schwieg. Vergebens wartete Modeste von Karstüll, vergebens warteten die anderen auf ein weiteres Wort.

Harder lachte leise in seinen Bart.

„Jungen Mädchen die Myrthe zu versprechen ... dazu bedarf es keiner besonderen Sehergabe. Bitte, Mette, laß dir die Gelegenheit nicht entgehen! Laß dir auch den Myrthenkranz versprechen!“

Mette Harder trat vor den Alten hin, sah und blickte auch in dieses tote Auge.

Die Antwort kam schnell und war kurz.

„... Eine blühende Myrthe ...“

„Bravo! Gut gemacht, alter Schäfer!“ Harder lachte es heraus.

Mette hingte sich an den Vater, eine helle Röte auf ihren Wangen.

„Nun du, Vater! Jetzt mußt du! Du bist der nächste.“

Mit leichtem Zwange schob Mette ihren Vater vor den Alten hin. Einmal in diese Stellung gedrängt, versuchte Harder, dem Schäfer in die Augen zu sehen. Jetzt eben noch glanzlos leer, jetzt wieder ein kurzes Blitzen darin.

„Ich sehe ein Feuer. Ein großes Feuer auf dem Meer. Es brennt ... es kocht ... es verschwindet ...“

Langsam, Wort für Wort wiederholte der Jüngere französisch, was der Alte in baskischen Lauten sprach. Harder war erbläßt.

„Weiter! Weiter!“ ... Er stieß es hervor. Der Alte sprach langsam weiter, der Jüngere verdolmetschte.

„Ein anderes Feuer, ein großes Feuer im Süden.“

Vergebens wartete Harder auf mehr. Der Alte war zu Ende.

Als letzter blieb Iversen. Der trat jetzt vor, tat wie die anderen, blickte den Alten an. Aber der hatte die Augen geschlossen. Sah Iversen nicht mehr, sprach wie im Traume weiter.

„Ich sehe ... ich sehe Krieger von den Bergen steigen ... ich sehe Flucht ... Flucht nach Süden ... sie fliehen ... sie fliehen über das Meer ...“

Er wollte noch weitersprechen. Da, ein furchtbarer Krach, dem langrollender Donner folgte. Alle waren zusammengefahren.

Was war das? Kein Wölkchen am Horizont. Stahlblau der Himmel. Ein Gewitter? Eine atmosphärische Entladung oder eine Explosion? ... Eine Sprengung?

• • •

Eisenecker und Gonzales schritten der Grenze zu.

„Hoffentlich ist die Luft rein, Don Antonio. Ich fürchte ... Ihre häufigen Besuche bei mir ... einmal werden Sie den Grenzwächtern doch in die Hände fallen.“

„Keine Angst! Ein Hirt zeigte mir einen neuen Pfad. Zwar etwas halsbrecherisch, aber unbedingt sicher. Doch wie wäre es jetzt?“

Er sah sich um.

„Wir sind weit genug von ‚Mon Repos‘ und bewohnter Gegend entfernt. Die Probe, die Sie mir versprochen!“

„Ich bin bereit! Ein Ziel!“

Er schaute sich um. „Wo wäre eins?“

Der Oberst suchte mit einem Feldstecher die Gebirgshänge ab.

„Da! Dort! Die Felswand! Sie liegt in vollem Sonnenlicht. Eine Bergziege weidet daran ... dort ... zu weit! Unmöglich, ein Geschloß zielsicher dort hinzutragen.“

Eisenecker nahm den Feldstecher, sah nach der Wand. Ließ das Glas sinken.

„Zu weit! Können Sie immer noch nicht verstehen, Don Antonio, daß dieses Wort für meine Waffe nicht gilt? Nehmen Sie das Glas, sehen Sie dorthin!“

Er selbst nahm ein Militärgewehr von der Schulter, lud es mit einer Patrone, die sich äußerlich in nichts von der üblichen Munition unterschied.

„Jetzt passen Sie auf!“

Er legte an.

„Nun, was wollen Sie tun?“

Gonzales trat neben ihn. „Die Ziege für das bloße Auge unerkennbar! Selbst im Glas nur ein winziger Punkt.“

„Winzig? Eine Fläche von hundertsechzigtausend Quadratmeter? Die ungefähre Mitte davon! Es genügt.“

Er legte das Gewehr an, zielte lange, schloß. Der kurze blecherne Ton des Mündungskalles. Sekunden verstrichen ... da blißte es dort drüben an der Felswand auf. Sekundenlang stand sie in bläulichem Feuer.

„Die Ziege! Sie stürzt!“ Gonzales schrie es, das Glas an die Augen gepreßt. „Schon unten am Hang! Da! Sie prallt auf! Stürzt in den Abgrund!“

Er wollte sich zu Eisenecker wenden, als ein krachender Donner ihn zusammenfahren ließ. Es war derselbe Donner, der die Besucher vor der Hütte des Schäfers Arriava so jäh erschreckte.

• • •

„Da drüben an der Felswand!“ Iversen deutete zu dem Berggang im Süden. „Da drüben war's! Ich sah plötzlich einen bläulichen Schimmer darübergebreitet. Zuckte wie Bliß ... nach allen Seiten!“

Harder wandte sich an den jungen Hirten.

„Ist dort eine Grube? ... Ein Steinbruch? Wird dort gesprengt?“

Der schüttelte verständnislos den Kopf.

„Nichts! Da drüben ist unzugängliches Gebirge, wo keines Menschen Fuß hinkommt.“

Harder schüttelte den Kopf.

„Sonderbar das alles!“ Dann, als wolle er sich von allem Grübeln frei machen:

„Kommt! Wir wollen weiter. Noch ein ganzes Stück zur Kapelle von St. Jean.“

Sie mußten den schmalen Weg wieder ein Stück hinabsteigen, um einen breiteren Seitenweg zu erreichen, der zur Kapelle St. Jean le Miracle führte. Dort konnten sie nebeneinandergehen, und Iversen nahm die Unterhaltung wieder auf.

„Wie hat Ihnen der Wundermann gefallen, Herr Harder?“

Harder fuhr sich ein paarmal über die Stirn, bevor er die Antwort fand.

„Was weiß der alte Mann von der Insel Warnum? ... Was kann er von Warnum wissen? ... Nur Warnum kann er meinen ... wenn seine Worte überhaupt einen Sinn haben.“

Iversen zuckte die Achseln.

„Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, Herr Harder, von denen ...“

„Keine abgegriffenen Zitate, Herr von Iversen! Geben Sie mir eine Erklärung für das, was wir eben hörten!“

„Wenn man es erklären könnte, Herr Harder, wäre es nicht mehr so wunderbar.“

„Es muß sich erklären lassen, Iversen. Versuchen Sie es, eine Erklärung zu geben!“

„Unmöglich, Herr Harder. Wenn ich es versuche ... es werden doch immer wieder Worte ... Umschreibungen ... das zweite Gesicht ... es findet sich öfter in der baskischen Bevölkerung. Man sagt, sie sehen weit über Raum und Zeit hinweg, sehen entfernte und zukünftige Dinge in voller Klarheit. Aber erklären ... erklären, Herr Harder, kann man diese wunderbare Gabe nicht.“

Mit Gewalt mußte Harder den Eindruck abschütteln, den die Worte des Alten auf ihn gemacht hatten.

„Unerklärlich ... jedenfalls unkontrollierbar. Also warten wir ab, ob die Zukunft den Worten des Mannes recht gibt. Hoffentlich verläuft der zweite Teil unseres Programms in angenehmerer Form.“

Iversen war ein paar Schritte zurückgeblieben, ging jetzt neben Modeste von Karstüll. Sah, daß auch sie blaß und erregt war.

„Gnädige Baronin, waren Sie mit Ihrer Prophezeiung zufrieden?“

Eine Minute verging, bevor Modeste antwortete.

„Es ist wunderbar, Herr von Iversen ... nein, nicht wunderbar, es ist furchtbar. Wie kann der Alte das alles wissen?“

„Was ist Ihnen, was haben Sie, Modeste?“ Mette Harder stellte die Frage. „Ihr Drakel, nehmen Sie es so ernst? Es scheint ja fast, als ob der Alte richtig orakelt hat.“

„Ach, es ist ja alles Scherz, Mette! Lassen wir das alles!“

Während sie so sprachen, war Harder mit schnelleren Schritten vorgegangen. Seine Gedanken gingen von dem Schäfer nach Warnum, hin und her. Wie ein Zwang lag es auf ihm. Vergeblich suchte er sich davon frei zu machen. Nur Warnum konnte mit der brennenden Insel gemeint sein.

Er erbehte bei dem Gedanken, daß die dort, folgend seinem Gebot, mit allen Mitteln zum Ziele strebend ... die Feldstärken steigend ... zur Katastrophe? ... Zweihundert Menschenleben verloren ...

Ein eisiger Schauer durchrannte ihn. Fernsteuerung ... dieses Wort? Immer wieder kam es von seinen Lippen ... Fernsteuerung! Dann wenigstens kein Menschenleben gefährdet. Noch heute sollte der Befehl abgehen.

Da plötzlich! ... Rauhe Rufe ... der barsche Befehl, stehenzubleiben. Im Augenblicke strömte es hinter Klippen und Bäumen der Umgebung hervor. Sechs Männer, der Tracht nach Basken ... baskische Räuber!

Harder stand still ... wie dumm! Wie unvorsichtig dumm von uns! Unablässig ging ihm dieser Gedanke durchs Gehirn. Hatte man nicht in den Zeitungen in Biarritz genug von der Unsicherheit an der französisch-maurischen Grenze gelesen?

Wurde da nicht ständig von Räubereien und Überfällen berichtet? Wie konnte er sich nur zu einem Ausflug in diese unsichere Gegend verleiten lassen? Schwer fiel es ihm jetzt auf die Seele.

Doch es blieb nicht lange Zeit zum Nachdenken. Die Vasen hatten die kleine Gruppe jetzt umzingelt.

Der Führer trat vor Harder hin.

„Sie sind der Generaldirektor Harder aus Deutschland?“

„Ja wohl! Der bin ich! Was wollen Sie von uns?“

„Nun! Das wird sich finden. Vorläufig sind Sie unsere Gefangenen.“

Harder wollte aufbegehren.

„Keine unnützen Fragen! Sie werden nicht beantwortet werden. Folgen Sie uns! Nichts weiter.“

Der Trupp setzte sich in Bewegung. Die beiden Frauen bestürzt und verwirrt. Harder seinen Leichtsinn verwünschend, Iversen zähneknirschend.

So schnell wie möglich ging der Marsch weiter einen Pfad hinauf in das Gebirge. Immer enger und düsterer wurde die schmale Kluft. Kein Sonnenstrahl verirrte sich hierhin. Zur Linken in der Tiefe ein tosender Bergbach, zur Rechten wie Kulissen hintereinandergeschoben hohe Felsklippen. Feucht und schlüpfrig der Pfad in kühler Dämmerung.

Je weiter der Marsch, desto langsamer der Schritt der Frauen. Stundenlang schon waren sie unterwegs. Metzte am Arm ihres Vaters, Modeste an den Iversens gehängt. Der Führer merkte, daß es bald nicht mehr weiterging. In einem Seitenpfad blieb er stehen, überlegte einen Augenblick.

Er sah die beiden Frauen, bleich, zitternd, völlig erschöpft. „Zur Hütte Josés! Hier den Pfad hinauf! Nur noch ein kurzer Weg, meine Damen. Eine knappe Viertelstunde, dann werden Sie Gelegenheit haben, sich zu ruhen.“

Endlich war die Hütte erreicht. Sie war leer. Es war anscheinend ein altes Zollhaus, das aber nicht mehr benutzt wurde. Der Führer stieß die Tür auf. Zwei Räume zu ebener Erde. Sonst nichts! Darin ein Tisch, ein paar morsche Bänke als einzige Ausstattung.

„Wir werden hier über Nacht bleiben. Ich würde Ihnen gern einige Bequemlichkeiten zur Verfügung stellen, wenn ich sie nur hätte. Ich selbst werde mit meinen Leuten draußen kampieren.“

„Und Essen und Trinken?“ Iversen fuhr ihm in den Weg.

„Sie sehen, die Damen sind völlig erschöpft.“

„Wird sofort besorgt werden“, antwortete der Führer in beinahe höflichem Tone. Er ging hinaus und kam auch bald mit einem anderen wieder, der auf den Tisch ein Abendessen hinstellte. Kalte Küche, mit auffälliger Sorgfalt zubereitet und zusammengestellt. Ein Krug Quellwassers dazu.

Raum berührt standen die Speisen auf dem Tisch in der Zolzhütte.

Der Überfall! Die Ungewißheit ihres Schicksals ... was würde der kommende Tag bringen? ... Waren sie in Räuberhand? ... Lösegeld von ihnen zu erpressen? Welche Gefahren noch, die ihnen drohten?

Die Sonne war längst untergegangen. In der Hütte war es schon Nacht. Die kleinen vergitterten Fenster genügten selbst bei Tage kaum, den Raum notdürftig zu erhellen.

Versuchen, auch zu schlafen? Schlafen! Wer konnte da schlafen?

Da ... den Bruchteil einer Sekunde war's auf einmal, als wenn die Hütte in Flammen stände. In bläulichweißen Schein alles getaucht. Dann ein fürchterliches Krachen ... betäubt standen sie. Mit einem Schrei waren die Frauen emporgefahren.

Ein Gewitter! Ihre Worte wurden verschlungen von dem Rollen des Donners, der, sich brechend an den Berghängen, im Echo den Hall verhundertsachte.

Ein Gewitter? Immer wieder die Frage. Der Schlag mußte in unmittelbarer Nähe getroffen haben.

Iversen sprang zur Tür, rüttelte daran.

„Diese Schurken! Weshalb öffnen sie nicht? Wären sie doch selbst erschlagen!“

Mit aller Macht warf er sich dagegen. Sie wich nicht. Er versuchte ein Fenster aufzureißen ... es zerbrach unter seinen Händen.

Finsterdunkle Nacht. Der Mond verdeckt durch eine breite Wolkenwand. Er glaubte Schritte zu hören. Sie kamen näher ... zur Tür. Der Riegel wurde zurückgeschoben. Mit einem Sprung stand er neben Harder, der eben die Tür aufwarf.

Vor ihnen an den Stufen eine dunkle hochgewachsene Gestalt. Die Kappe des Puncho hochgeschlagen. Das Gesicht nicht zu erkennen.

„Ihr seid frei! Folgt mir!“

Die Worte, im Dialekt der französischen Vasen gemurmelt, ließen sie zusammenfahren.

„Frei! ... Wir sind frei? Warum? ... Wer ist er, der uns Freiheit gibt? ... Die Räuber? ... Wo sind sie?“

Er deutete hin zur Felswand.

„Sie sind tot.“

Harder schritt darauf zu. In ihre Decken gehüllt lagen sie da. Er beugte sich über den ersten, tastete ihm ins Gesicht. Er war tot. Tot auch die anderen.

„Der Bligschlag, der sie getötet?“

Der Fremde nickte.

„Ein Gottesgericht!“ rief Iversen. Eilte zur Hütte. „Fort! Fort! Wir sind frei! Der Blig hat sie erschlagen.“

„Sie? Wer sind Sie?“ Harder trat an den Fremden heran. „Was wissen Sie von denen ... von uns?“

Der schüttelte den Kopf, als hätte er nicht verstanden. Wies mit der Hand nach Norden, zurück zur Grenze.

Iversen war mit den Frauen herangekommen. Er drängte neben den Fremden, der schon ein Stück vorangeschritten. Bestürmte ihn mit Fragen.

„Schnell, ehe die anderen kommen!“ Die einzigen Worte. Dann blieb er stumm.

Der Marsch folgte demselben Weg, den sie gekommen. Bald waren sie an der Schlucht angelangt. Einen Augenblick zögerte der Fremde, als wolle er sich trennen, sie allein gehen lassen. Er warf einen Blick auf die Frauen, die müde und matt von dem doppelten anstrengenden Weg erschöpft an den Armen ihrer Begleiter hingen. Dann drehte er sich um, schritt weiter vor ihnen her.

Das Mondlicht, das immer wieder von den Wolkenbänken verdeckt wurde, ließ nur stellenweise den schmalen Pfad erkennen. Immer wieder mußte der Führer stehenbleiben, die Glücklinge erwarten, die ihm nur mit Mühe zu folgen vermochten ...

Da endlich! Die Felsenwände zur Seite öffneten sich. Vor ihnen der Weg, der zur Kapelle führte.

Sie traten heraus. Da lag sie. Jetzt nur noch die kurze Strecke zum Dorfe, wo sie ihren Wagen verlassen. Der Fremde deutete dahin, wandte sich zur Kapelle.

Harder eilte ihm nach.

„Nicht so, bester Freund! ... Ohne unseren Dank! ... Wie könnten wir Sie so ziehen lassen, dem wir so großen Dank schulden?“

Der Fremde hob den Arm ... Abwehr ... Gruß ... ? Der Kragen des Puncho fiel durch die Bewegung zurück. Einen Augenblick traf das Mondlicht seine Züge.

„Friedrich Eisenecker!“ Ein Frauenmund hatte es geschrien. Der war davongeeilt ... im Schatten der Kapelle verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Im Faltboot vom Neckar zum Niederrhein.

Von A. Nievelstein.

In Tübingens engen, steigenden Gassen schwingt heller, leichter Ton der Vorfreude, die festlichen Ereignissen vorausgeht. Man rüstet zur Jahrhundertfeier der alten Eberhard-Karls-Universität. Unten am Neckar in den Wirtschaftsgärten bedauern die Studenten — vertrauensvoll auf den Geldbeutel der schon eingetroffenen Eltern — weniger beengt als sonst. Auf dem Flusse vereinigt eine Championfahrt lockere Gesellschaft. Gitarrenakkorde und helles Mädchenlachen klingen auf und verlieren sich irgendwo an dunklen Ufern. Erst spät in der Nacht erlöschen die roten Lichter, verhallt der Klang der weinfrohen Lieder.

Morgens ist Markt vor dem malerischen Rathaus. Unser leichtes Boot ist schnell aufgebaut. In lustiger Fahrt geht's flussab, vorbei an leuchtenden Villen und Verbindungs Häusern in fruchtschweren Gärten. Manches Wehr

ort wiederholt sich das Spiel. Meist hart am Wasser, liegt hier und dort eine Handvoll weißgetünchter Häuser, rote Ziegeldächer über die Köpfe gestülpt, gegen die hochgelegene Dorfkirche ansteigend.

In Neckartailfingen sitzen wir mit deftigen schwäbischen Bauern im „Dörsen“ zusammen, bis spät in die Nacht hinein. Der Most in unsern Gläsern trübt sich vor diesen Schauererlebnissen und Kriegserlebnissen der „Spätschwoaben“ bei den „Preußen“.

Nach kärglicher Nachtruhe weckt mörderisches Schweinegequieche. Das Boot trägt uns weiter über Wehre und Schnellen. Einmal treideln wir es durch den Turbinenleerlauf unter einer ganzen Werksanlage her. Das Wasser reicht bis an die Hüften, der Boden ist schlüpfrig, und schwarze Finsternis lauert in diesem engen Kanal. Vor der alten Brücke bei Königen, von der sich einst Herzog Ulrich



Alt-Heidelberg, du feine...
Heidelberger Schloss (Innenhof).

L. P. H.

staut den eifrigen Lauf; alle Energien sind ausgenutzt. Stromschnellen entschädigen für den Aufenthalt bei schwierigem Umtragen. Aufgeregt schnatternde Gänse- und Entenvölker künden die Nähe eines Neckardörfchens. Vor jedem

mit Roß und Rüstung durch einen kühnen Sprung ins Wasser vor den anstürmenden Kohorten des Schwäbischen Bundes rettete, lädt uns eine Kölner Wasserwanderin zum selbstgebrauten Kaffee ein. Königen, das liebe, traumliche,

Örtchen, spiegelt seine zierliche Kirche und den trostigen römischen Wehrturm im blanken Flusse. Plochingen, Eßlingen tauchen auf, gleiten vorüber — schon enthüllt die Flußwindung wieder ein anderes Bild. Industrieniederlassungen wechseln mit gepflegten Waldstrecken: die schwäbische Hauptstadt kündigt sich an. Während wir uns noch gerade der flotten Fahrt freuen — ratsch! sitzen wir schon auf Felsen. Links und rechts gurgelt das Wasser mit unheimlicher Kraft und Eile — drängt das Boot breitwärts, ruckt, zerrt an Bug und Heck, überspritzt uns mit schäumendem Gischt, refelt uns endlich los und wirft uns hart wieder in die reißende Strömung.

Während wir Stuttgart-Kannstatt durchfahren, zieht gerade ein Reiterregiment mit klingendem Spiel über die Königs-Karls-Brücke. Vor auf der Paukenschläger. Das träge Strandbad wacht auf, dehnt sich, wird lebendig wie ein aufgedeckter Ameisenhaufen und wiegt sich im Rhythmus

der Hörner, deren Takte die dünne, seidige Luft hinüberträgt. Die dunklen Wälder, die sich vor Marbach von den Hängen in den Neckar senken, rufen eine einsam-feierliche Stimmung hervor. Der heisere Schrei eines Bussards, der hoch oben seine Kreise zieht, erhöht die weltenferne Heiligkeit der Stunde.

Eine enge Schleife des munter treibenden Flusses gibt den Blick auf zerfressene Muschelfalkgebilde hoch über den hellen Weinbergen frei. Witterung und Erdrutsche haben die Spitzen zu fragenhaften Trümmern zerbröckelt. Ein Aus-

blick von den „Felsenengärten“, in deren Klammern sich Strauchwerk und Efeuholzer verankerten, auf das weite Land, das der Neckar silbern durchzieht, ist von berückender Anmut. Wo die fleißige Enz, vom Schwarzwald herbeieilend, ihre dunklen Wasser über ein Wehr in den Neckar ergießt, ist das Malerstädtchen Besigheim wie lustiges Spielzeug auf-

gefürt. In die Wände des alten Rathauses sind flötzige Steinkugeln als stumme Zeugen stürmischer Kriegezeiten eingemauert.

Die gefürchtete Kirchheimer Flossgasse schaukeln wir hinunter im weißschäumenden Gischt aufgeregter Wellen und erreichen Laufsen. Die zierliche Regwindiskapelle, aus dem dunklen Grün des linken Ufers hervorlugend, verklärt die graue Trostigkeit der uralten Königsburg auf steiler Felseninsel. Hölderlins verdunkelter Geist irrte die letzten Jahre seines Daseins durch diese Bilder.

Hohe Spießpappeln begleiten unsere Fahrt als schweigende Wächter des Tals. Wie sie in ihrer starren Schlan-



Bild: A. Rupp.

Das malerische Neckarstädtchen Hirschhorn.

heit die sanften Anien besonnter Nebenhügel überschneiden, gibt dem anmutigen Landschaftsbild etwas Streng-Feierliches. Heilbronns Nähe verraten der lebhaftere Verkehr der Ruderboote und Nachen, die ausgelassene Heiterkeit der Strandbäder, die sommerliche Farbigkeit der Spaziergänger auf der Pappelallee, die den Fluß begleitet. Vor der Stadt ist die Festwiese mit Schaubuden und Karussellen aufgeschlagen. Neckarfest! Die verstimmte Orgel der Schiffschaukel dudelt „Grün ist die Heide!“ Armer Hermann Löns! In den Gondeln, hoch

unter dem lustigen Zeltdach, gellt helles Mädchenlachen, wehen bunte Bänder und duftige Sommerkleidchen. Das wechselnde Stadtbild, langgestreckt dem Wasser folgend, wird von dem zackigen Gölkenturm und der verschnörkelten Kilianskirche beherrscht. Das prächtige Rathaus mit breit ausladender Freitreppe und das behäbige Deutschordenshaus künden stolz von Tagen selbstbewußten Reichstädtertums.

Der Neckar wird schiffbar! Ein befränktes Vergnügungsboot rekelt an den Trossen der Landungsbrücke. Seitlich im Hafen liegen die Heilbronner Salzfische, die das würzende Mineral der nahen Bergwerke und Salinen bis hinunter nach Holland tragen. Von hier zieht sie der „Neckar-esel“ an rasselnder Kette entlang hinab nach Heidelberg. Ein flinkes Motorboot schleppt uns mit einem schwarzen Salzfahn durch den eingedämmten und träge fließenden Neckar-kanal bis zur Kochendorfer Schleuse. Achtzehn Meter geht's hinab in die kühle Tiefe der Schleusenkammer.

Als das dunkle Tor sich öffnet, liegt vor uns in heller Sonne das freundliche Neckarästchen Jagstfeld. Schnatternde Gänsevögel stören mit klatschenden Flügelschlägen die in lauerndem Schweigen erstarrte Ruhe der Angler. Himmelragend steilen die gotischen Türme der Stadtkirche von Wimpfen empor. Über diese hinweg schauen der blaue Turm und die Zwiebelkuppel der Dominikanerkirche in das lachende Tal mit buntbewimpelten Booten und Flößen. Unterhalb der Stadt kreist mit polterndem Getöse ein Strudel. Gertenschlanke Kinderfigürchen an den zahlreichen Bade-

stranden deuten in ihrer blassen Zartheit auf großstädtisches Gebundensein. Zaghafter als die gebräunten Landkinder planschen sie im flachen Wasser, vorsichtiger und unbeholfener trippeln sie über die Kiesel.

In all den freundlichen Neckarörtchen — Gundelsheim, Eberbach, Neckarsteinach — dieselbe erwartungsvolle Behaglichkeit,

die man wie eine saftige Frucht genießt. Der Neckar, der bei Eberbach dem Massiv des Odenwaldes entgegenstürmt, hat sich mit zäher Gewalt durch Sandstein und Granitgerungen und treibt nun nach einem energischen Ruck nach Westen gemächlich dem Rheine zu. Es ist, als erhole er sich von seinen Durchbrüchen durch das Gestein. Heidelberg, das ewig lachende, liegt im zarten Hauch des Abends, der über dem Flusse dämmt. Jrgendwie muß man diese heitere Stadt lieben.

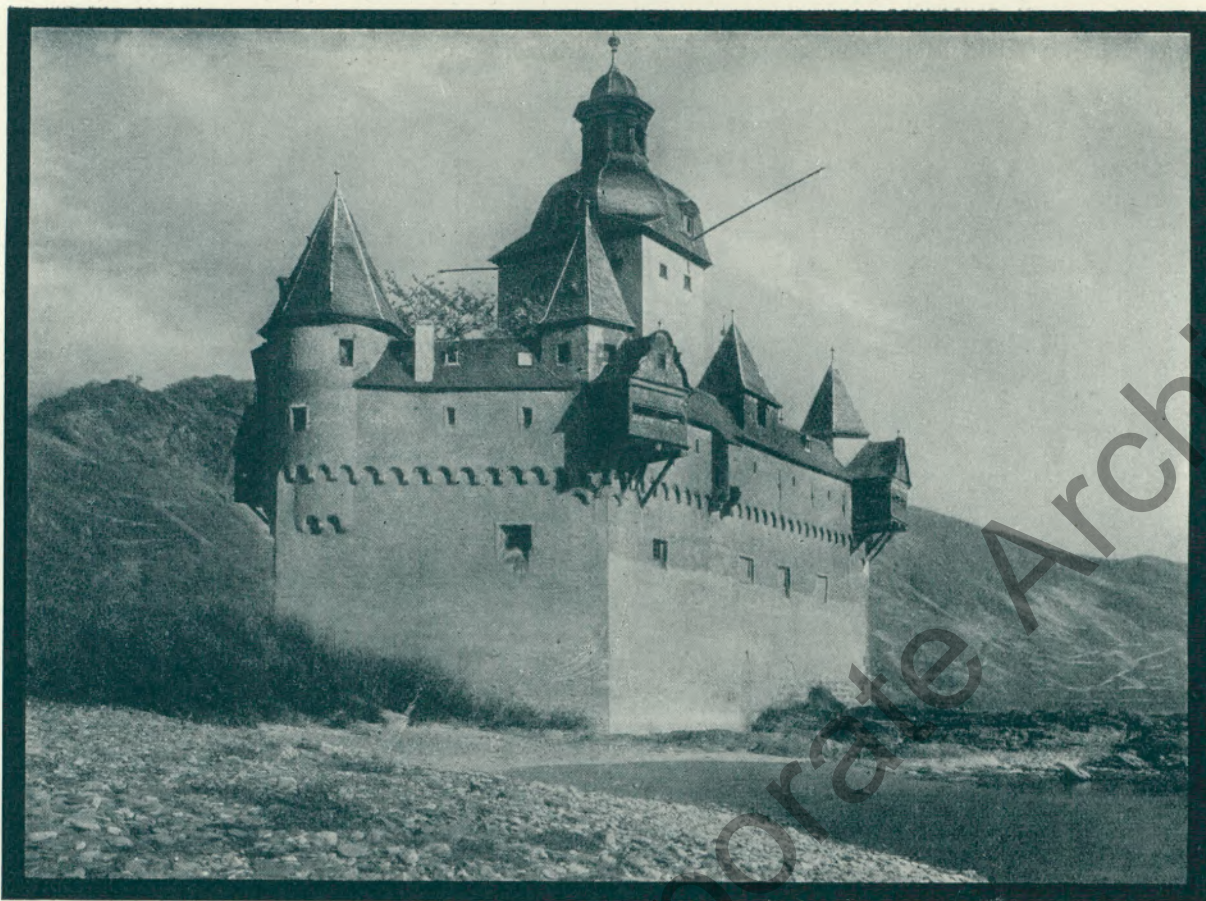
Hinter Heidelberg verblauen die Höhen des Odenwaldes allmählich in der Ferne. Die Landschaft seitlich des kanalisierten Flusses verliert ihre



Wimpfen am Neckar.

L. P. A.

Reize. Mitten im Wald der Schiffsmasten, unter dem Rasseln der Ankerketten, dem Schnarren der Krane und dem Heulen der Sirenen des Mannheimer Hafens liefert der Neckar seine Wasser unmerklich dem Rheine aus. Die obstreiche Rheinebene dehnt sich weit. Der Himmel ist wolkenlos und ohne Ende. Vor den Schilfwäldern, in denen die Rohrdommel plärzt, stehen heutelauernd die Fischreier — unbeweglich, bis sich das Boot sacht in ihre Nähe schiebt. Dann stoßen sie ab und schweben mit fatten Flügelschlägen davon. Auf ruhigen Wellen treiben wir weiter vorbei an



Die Rheinpfalz bei Caub.

Fotobild: H. Rupp.

Worms, der alten Nibelungenstadt, am goldenen Mainz. Jetzt tauchen schon bekanntere Namen auf: all die trinkfrohen Weindörfer im rebenegesegneten Rheingau mit ihren berühmten Lagen: Schierstein, Hattenheim, Winkel, Geisenheim, Johannisberg, Rüdesheim. Durch die Radkassen und Schleppzüge, die vor dem Binger Loch aufgestaut sind, schlängeln wir uns in die Nahemündung und gönnen dem strapazierten Boot beim Brückentwärtler einige Ruhetage. Liebe alte Bekannte bieten einige Tage ein gastliches Haus. Wie überschäumend lustig sind doch die Fremden, die Bahn und Schiff für einige Stunden nach hier tragen! Wenn am Abend sich die weißen Nebel von den Bergen senken, ist der größte Teil der luftigen Sommervögel verschwunden. Die erleuchteten Schiffe tragen die leichte Fracht wieder zu den Großstädten.

Das brausende und schäumende Drängen des Rheins im Binger Loch stört uns nicht. An der Lorelei geraten wir zwischen Personendampfer und Schleppzug in den toll gärenden Hergenkeßel. Welle auf Welle drängt, gurgelt, überschüttet uns. Sie fassen uns rechts, links, werfen das schwankende Boot wie einen Spielball, decken es, vom steilen Felsenufer zurückstürmend, zu. Die Lossen aus St. Goar, die uns beobachteten, zogen nur die Brauen hoch und machten ein recht vielsagendes Gesicht...

Einige sonnige Tage treiben wir noch weiter auf den ruhig tänzelnden Wellen, vorbei an Burgen, Klöstern und Städtchen, an des „hilligen“ Kölns machtvoller Silhouette, in unser liebes niederrheinisches Land mit seinen schlanken Pappeln und stillen Rolkfen.

Heimat! Dieses wundersame Wort gehört uns Deutschen ganz allein, ist eine Perle in dem reichen Wortschatze unserer Sprache, die so herrlich zu malen weiß, die mit allen Wurzeln aus deutscher Erde heraufgesprossen ist, aus der es uns heraufklingt wie Abendsäuseln und dann wieder wie einherbrausendes Sturmeswetter. Kein Volk der Erde besitzt ein gleiches Wort, es ahnt aber auch nicht, was aus ihm für das deutsche Gemüt hindurchzittert. Alle versonnene Innigkeit, die ganze Verträumtheit unseres eigensten Wesens, das Bodenständige, die heiße Liebe zu der Scholle, die uns geboren, dies alles flutet in diesem kleinen Worte zusammen: Heimat! Jauchzen und Wehmut, Mutterliebe und verhallendes Abendgeläut, so umweht es uns, wenn dieses Wort an unser Ohr schlägt.

August Trinius.

Friedliche Kaperfahrt.

Zwei Ausschnitte aus: Graf Luckner „Seeteufel erobert Amerika“.

Selten haben wir so lange nach den „besten“ Ausschnitten gesucht wie diesmal, wo wir mit freundlicher Genehmigung des Verlages Koehler & Amelang in Leipzig unsern Lesern einige Kapitel aus dem soeben erschienenen „Seeteufel erobert Amerika“ schenken durften. Am liebsten hätten wir dieses im besten Sinne deutsche Buch von der ersten bis zur letzten Zeile „gekapert“, was jedoch — begreiflicherweise — auf Schwierigkeiten haben und drüben stieß.

Wir empfehlen, sich um die Weihnachtszeit an den neuen „friedlichen“ Seeteufel zu erinnern und erwähnen ergänzend, daß das Buch 310 Seiten umfaßt, 115 Abbildungen enthält und in geschmackvollem Ganzleinenband 7 Reichsmark kostet. Die Schriftleitung.

Auf der Fahrt nach San Franzisko ging es mir immer wieder durch den Kopf, wie es mir dort ergehen würde. Bisher war ich in allen Städten vom Stadtoberhaupt auf das herzlichste empfangen worden, hier aber ist der Mayor James Rolph Eigentümer einer großen Reederei, die zwei ihrer wertvollsten Schiffe durch einen gewissen Grafen Luckner im Weltkrieg verloren hatte. Mein persönliches Gewissen war zwar rein, aber diese „Empfehlung“ war doch immerhin die denkbar schlechteste. Allerdings hatte ich allerdings Gutes von diesem seit 1912 siebenmal hintereinander zum Bürgermeister gewählten Manne gehört, aber die Sache war doch etwas brenzlig.

Vom Bahnhof Oakland setzte ich mit der Fähre zur Schwesterstadt San Franzisko über, umlagert von Reportern und Photographen. Als ich, noch umringt von diesen, meinen Fuß aufs Land setze, bemerke ich plötzlich eine Bewegung unter meinen Quälgeistern — alles macht bereitwilligst Platz vor einem klug und freundlich blickenden, weltmännisch aussehenden Herrn, der mich ins Auge faßt und jetzt mit einem undurchdringlichen Gesicht, in dem keine Miene zuckt, auf mich zutritt: „Seid Ihr Graf Luckner?“ — „Das bin ich!“ —

Noch undurchdringlicher wird sein Gesicht, er tritt noch einen Schritt vor und sieht mir fest in die Augen: „You old rascal! (Sie alter Gauner!) Ich bin Bürgermeister Rolph, dem Sie zwei Schiffe versenkt haben. Nun sagt einmal, was wollt Ihr hier bei uns, weshalb seid Ihr eigentlich gekommen?“ — Für einen Moment ist es mir, als wenn der Boden unter mir wankt. Was soll das alles bedeuten? Vor mir steht mit unbeweglichem Gesicht der Mayor, rundum hält die Menge den Atem an: was wird geschehen? Phylax, denke ich bei mir, jetzt kommt es darauf an, dieser Augenblick entscheidet. Und da trete ich auf ihn zu, ergreife seine Hand und setze ihm ebenfalls fest ins Auge: „Ja, Mayor, ich habe Ihre Schiffe gekapert, aber ich vergaß damals noch etwas anderes zu kapern, noch kostbarer als Ihre Schiffe. Das hat mir keine Ruhe gelassen, und nun bin ich hier, um auch das noch zu kapern, nämlich — Ihr Herz!“ Und da nimmt er die eiserne Maske von seinem Gesicht, er schließt mich in seine Arme und sagt lachend: „Graf, daß Sie meine Schiffe genommen haben, das war ein schlimmer Streich von Euch, doch ich konnte sie verschmerzen. Aber daß Sie mir das kostbarste Gut, meine Kapitane und meine Jungens, wieder unversehrt nach Hause geschickt haben, dafür schließe ich Sie jetzt an mein Herz. Ich bin nun einmal ein Schalk, da mußte ich Ihnen erst einmal einen kleinen Schrecken einjagen, den Sie wirklich verdient haben. Aber wenn Sie jetzt die Pier verlassen, dann werden Sie sehen, daß meine ganze Stadt im Festschmuck prangt, um den Mann zu empfangen, der auch im Kriege seine Ehre dareinsetzte, Mensch zu sein!“

Diese vierzehn Tage in San Franzisko sind die Krone von allem geworden, was ich in Amerika erlebt habe, und, auch am äußeren Glanze gemessen, mein größter Erfolg.

Am Nachmittag fand dann der offizielle Empfang in der City Hall statt. Der Mayor hatte seine Ratsherren zu-

sammenberufen und seinen ganzen Stab zusammengetrommelt. Mr. Rolph hielt eine längere, überaus herzliche Ansprache, deren Grundton und Ausklang war: „Einst unsere Feinde — jetzt unsere willkommenen Ehrengäste!“ Schließlich wurde mir als ganz besondere Ehrung der goldene Schlüssel der Stadt überreicht. Dann ging das Beisammensein aus dem Feierlichen ins Gemütliche über. Wir erzählten, wie wir Mr. Rolphs Schiffe gekapert haben, ich auch, wie ich vor bald dreißig Jahren als abgeheuerter Matrose mich hier in den Straßen umhertrieb, die stolze Stadt bewundernd und mir wünschend, ich möchte auch einmal ein Selfmademan werden.

Es war schon spät geworden. Als wir aus der City Hall heraustraten, standen wir in einem Meer von Licht. Das ganze Rathaus war illuminiert und durch Scheinwerfer festlich beleuchtet: taghell, weiß, wie von der Sonne bestrahlt, hob sich die Kuppel vom Schwarz des nächtlichen Himmels ab, die hoch aufragenden Säulen waren rot beleuchtet. Tausende und aber Tausende füllten den Platz, um das seltene Schauspiel zu bewundern. „Das habe ich Euch zu Ehren getan“, sagte Mr. Rolph.

Am Abend des Donnerstags fand mein erster Vortrag und, damit verbunden, der offizielle Empfang vor der Öffentlichkeit statt. Alle Spitzen des Staates und der Stadt waren erschienen. Während mich Mr. Rolph und der Mayor von Oakland, Mr. Davie, auf das Podium geleiteten, erhob sich die ganze Versammlung und sang unter Orgelbegleitung stehend die amerikanische Hymne. Nachdem ein Sängerkhor „Das deutsche Lied“ vorgetragen, ergriff Mr. Rolph das Wort, um mich vorzustellen und in einer mit dem ihm eigenen Humor gewürzten Ansprache willkommen zu heißen. Er schloß etwa mit den Worten: „San Franzisko hat nie eine Siegesfeier gehalten, heute begehen wir eine Friedensfeier. Der Krieg ist für uns begraben, und die unabsehbare Menschenmenge, die Sie heute freudig begrüßt, beweist Ihnen, daß das, was war und was Schlechtes von Deutschland geredet wurde, längst vergessen ist. Sie sind mit Ihrem Schiff herübergekommen, mit dem Sie uns ein Stück deutschen Wesens bringen und unsere Sympathie gewinnen wollen. Öffnen Sie die Luken Ihrer „Vaterland“, wir werden Ihnen zu Tausenden unsere Herzen, eine ganze Schiffsladung voll, hineinstauen.“ Darauf erhielt ich das Wort; als ich geendet, brach ein nicht enden wollender Jubel los, von allen Seiten wurde ich umringt, jeder wollte mir die Hand schütteln.

Das „California Journal“ schrieb unter der Überschrift „Er hat die Herzen erbeutet — Graf Luckner erfüllt seine Mission“: „Deutschland, unsere liebe, alte Heimat, in den Kriege- und Nachkriegsjahren von einer Northcliffe-Pressen verleumdet und als Ausbund verschrien, konnte uns keinen besseren Mann senden. Die Aufgabe der Völkerveröhnung konnte in keine besseren Hände gelegt werden wie in die schwierigen Hände dieses kernigen Menschen, der, ohne es zu wollen, die Herzen aller erobert, die mit ihm in Berührung kommen. Das Deutschland hier im Westen erfährt durch ihn die mächtigste Stärkung seit dem unglückseligen Kriege.“

An Bord der „Waterland“ begann nun eine reine Völkerwanderung von Besuchen, die die von Newyork noch weit übertraf. Zustatten kam uns dabei der günstige Liegeplatz mitten in der Stadt.

Von den vielen Besuchen bereitete mir eine besondere Freude der der Kinder des Waisenhauses der Heilsarmee, die eines Morgens aus dem entfernten Santa Rosa kamen, um den Phylax Lüddecke zu sehen, der einst in Australien der Heilsarmee angehört hatte und nun ein Graf geworden war. Da habe ich mitten unter ihnen gegessen und ihnen aus meiner Jugend und besonders von jener Zeit erzählt, und wieviel ich der Heilsarmee zu danken habe. Wie die Hestelmacher pakteten sie auf und verschlangen mich mit ihren Blicken, denn sie nahmen es für ein Wunder oder Märchen, daß aus einem armen Teufel solch Graf, der ein eignes großes Schiff hat, werden konnte.

Auf der „Waterland“ steht jetzt noch ein Abbild ihrer selbst, ganz aus weißen Strohblumen zusammengeseht, das mir der American-German Friendship Club widmete, der als Folge meiner Wirksamkeit von der hiesigen Frauenvwelt unter dem Ehrenvorsitz meiner Ingeborg gegründet wurde; bei der Überreichung sagte die Vorsitzende, Mrs. R. Rooney, daß sie mir helfen wollten, weil ich den Krieg so geführt hätte, daß er durch mich keiner Mutter eine Träne gekostet habe, und ich jetzt dafür arbeite, daß die deutschen Kinder auch wieder einen Platz an der Sonne fänden. Das ist es, was mir hier, auch unter den Männern, die Herzen gewinnt, daß ich meine Kaperfahrt ohne Blutvergießen durchgeführt habe; sie nennen mich jetzt geradezu „the Bloodless Count“. Das Imposante bei dem Feste aber war die Ausschmückung des Saales. Ringsum standen herrliche Palmen, zwischen denen breite Bänder in den amerikanischen und deutschen Farben, freundschaftlich sich umschlingend, schwebten. Zwischen den Bäumen Blumenarrangements von unerhörter Größe. Wohin man sah, Bукette und Blütengewinde, überall eine Fülle herrlichster Rosen. Eine solch paradiesische Pracht und Fülle an Blumenzauber habe ich noch nie erlebt.

Für den vorletzten Tag unseres Aufenthaltes in Frisco hatte ich, um unseren Freunden und Gönnern doch auch einmal einen besonderen Spaß zu bereiten, eine Passagierfahrt der „Waterland“ angesetzt. Zuerst ging es durch das Golden Gate ein Stück ins offene Meer hinaus, dann folgte eine Rundfahrt um die ganze Bai. Als wir unter Caulalito waren, kam auf einmal ein winziges Boot angesehelt; bald erkannten wir die „Hamburg“, mit der Kircheiß dann die „Waterland“ mit einigen kühnen Männern ein paar mal umsegelte. Wer hätte das geahnt, daß die beiden auf feindliche Schiffe fahrenden Kriegskameraden einmal in Amerika, jeder auf seinem eigenen Schiff, eine Friedensfahrt zusammen ausführen würden! Die „Waterland“ hatte etwa 500 Gäste aufgenommen; es war ein buntes, fröhliches Treiben an Bord. Verwundert war ich, daß Mr. Rolph nicht daran teilnahm; es hieß, der Mayor habe seine Ratsherren gerade für diesen Nachmittag zu einer wichtigen Sitzung zusammenberufen müssen.

Als wir nach achtsündiger Fahrt an unserer Pier wieder anlegten, wartete dort ein Bote auf mich mit einer Depesche. Ich öffnete sie rasch und las:

Count Felix von Luckner
Ehoner „Waterland“, Pier 16
San Francisco, Cal.

Es bereitet mir eine große Freude, Ihnen mitzuteilen, daß die Verwaltung der Stadt und des Countys San Francisco Ihnen durch einstimmigen Beschluß den Titel eines Ehrenbürgers von San Francisco verliehen hat in Anerkennung der humanen und sportsmännischen Art, in der Sie während jener Zeit des Krieges gehandelt haben, die, wie wir hoffen, niemals wiederkehren wird. Möge die Freundschaft zwischen unseren

Ländern sich im Laufe der Jahre immer fester und enger schließen!

Ihr aufrichtig ergebener

James Rolph jr.,
Mayor von San Francisco.

So lange hat es bei mir wohl noch nie gedauert, bis ich die Sprache wieder fand und der erwartungsvoll nach mir blickenden Versammlung den von ihr jubelnd aufgenommenen Inhalt der Depesche mitteilen konnte. Phylax Lüddecke, das hast selbst du mit deinem verwegenen Optimismus dir doch nicht träumen lassen!

Ich eilte sofort zu Mr. Rolph, um ihm meinen Dank zu sagen. Was hatte dieser gute Mensch eine Freude über meine Freude! Von ihm erfuhr ich, daß es bisher überhaupt nur vier Ehrenbürger von San Francisco gab, daß ich als fünfter der erste Nichtamerikaner bin, dem diese höchste Ehre zuteil wird, und daß gleichzeitig mit mir der Ozeanflieger Lindbergh, der hier in Amerika als „Heros der Luft“ wie ein Abgott verehrt wird, die gleiche Auszeichnung erhalten hat. Mr. Rolph teilte mir auch die Kabeldepesche mit, die er soeben an unseren Hindenburg abgesandt hatte. Sie lautet in der Übersetzung:

Er. Erzellenz
General von Hindenburg
Präsident der deutschen Republik

Berlin.

San Francisco hat den Grafen Felix von Luckner durch einstimmigen Beschluß seiner gesetzgebenden Körperschaft zum Ehrenbürger der Stadt und des Countys San Francisco ernannt. Diese sichtbare Ehrung seitens unserer Großstadt ist äußerst selten; es existieren deren nur sechs, einschließlich der des Grafen von Luckner und des Hauptmanns Charles Lindbergh, denen diese Ehrung heute widerfuhr. Diese Anerkennung seitens San Franciscos für Ihren wagemutigen und tapferen Behüter von Menschenleben in seiner gefährlichen Aufgabe während des Krieges entspricht der Bewunderung der ganzen Welt für seine humane Art der Kriegsführung, und San Francisco wünscht seine Dankbarkeit und Bewunderung auszudrücken für einen Mann, der, obwohl er während des Krieges Privateigentum zerstörte, doch das Leben eines jeden seiner Gefangenen schonte. Ich bitte Sie, mit dieser Nachricht unsere Glückwünsche entgegenzunehmen für die Ehrenbezeugung, die wir soeben dem Grafen Felix von Luckner gelegentlich seiner „Mission des guten Willens“ für San Francisco erwiesen, durch welche sich die Freundschaft zwischen Deutschland und San Francisco weiter gefestigt hat.

Hochachtungsvoll

James Rolph jr.,
Mayor von San Francisco.

Am Montag, den 5. März, lichtete die „Waterland“ die Anker zur langen Fahrt, die nun nicht mehr unterbrochen werden soll. Wenn unser Fuß wieder Festland betreten wird, ist es die Erde der Heimat. Bremen, das uns vor anderthalb Jahren mit seinen Segenswünschen so warmherzig entließ, ist unser Ziel.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich, als drüben die letzten weißen Häuser von Bahama in dem zarten silbernen Hauch, der über dem Meere lag, entschwanden, gerade an die schöne alte Bahama-Briefmarke denken mußte, die ich als Junge, von den anderen viel darum beneidet, in meinem Album hatte. Damit tauche in der Erinnerung meine Jugendzeit daheim im väterlichen Hause auf, und wie die Wellen, die mit Berg und Tal an mir vorüberziehen, glitt mein ganzes Leben von der Kindheit an vor meiner Seele vorüber.

Mein Gott, was bin ich damals für ein Bengel gewesen! Reck und verwegen, zu allem bereit, was ich nicht sollte, aber dabei doch immer ein anständiger Kerl. Den geraden, glatten Weg des braven Jungen zu wandeln, war ich nicht geschaffen.

Wie leicht und bequem wäre es für mich durch meine Geburt gewesen, den üblichen Weg des Offiziers oder Staatsbeamten einzuschlagen! Aber das lag mir nicht; ich mußte meinen besonderen Weg gehen, um etwas aus mir zu machen. So ist eigentlich mein ganzes Leben verlaufen: immer als Outsider auf anderen Wegen als der regelrechten Bahn der anderen.

Bereue ich's? — Das brauche ich nicht, denn ich hab's geschafft, wenn ich auch viel Glück dabei gehabt habe. Der durchgebrannte Schiffsjunge, der Abenteurer in Übersee ist schließlich — als einziger nach solcher Laufbahn — doch noch aktiver Kaiserlicher Offizier geworden. Aber nur wenige von denen, die vom normalen Wege abweichen, setzen sich durch. Darum warne ich die Jugend immer und immer wieder, es mir nachzumachen. Es hört sich so nett an, wenn ich von meinem Werdegang erzähle, aber an all die Not und Entbehrung, die ich durchgemacht, denkt man nicht. Keinem fällt das Glück von allein in den Schoß, und wer es auf ungewöhnlichem Wege suchen will, muß schon aus besonders hartem Holze geschnitten sein. Ein Buckel gehört dazu, der sich nicht beugt und krümmt, wenn die Hiebe des Schicksals auf ihn niedersausen, und Fäuste, die zuzufassen verstehen. Du darfst den Kopf und den Mut nicht verlieren, wenn die Wellen dich auch noch so tief untertauchen — und doch nur wenige der Wagemutigen werden von ihnen auf die Höhen des Lebens getragen.

Wem's aber glückt, der ist dann auch zum festen Kerl geschmiedet. Darum bereue ich meinen Entwicklungsgang nicht, denn nur der harten Schule, die ich durchgemacht, verdanke ich das, was und wie ich bin. Dabei denke ich weniger daran, daß wohl niemand darauf verfallen wäre, gerade mich für das feste Unternehmen des „Seeadlers“ auszuwählen, wenn ich etwa ein korrekter Offizier gewesen und nicht als verwagener Kerl bekannt gewesen wäre. Sondern damit meine ich vor allem das innere Gepräge, das ein Mensch erhält, der jene Lebensschule durchgemacht hat, die Selbstvertrauen und Bescheidenheit zugleich lehrt.

Wer, jahrelang nur auf sich selbst gestellt, sich durch die Tiefen des Lebens hindurchgekämpft hat, der hat gelernt, nur auf die eigene Kraft zu vertrauen und sich nicht durch Bedenken über die Möglichkeit des Mißlingens in seiner Entschlußkraft hemmen zu lassen. Wer jahrelang unter einfachen, schlichten Menschen als Kamerad gelebt hat, der kennt kein falsches Klassenbewußtsein mehr, der kennt das Volk und hat Verständnis für seine sozialen Nöte und die daraus erwachsenden Stimmungen. Wer solche Schule in fremden Ländern und Erdteilen durchgemacht hat, der wird sich des Wertes und der Kraft unseres deutschen Volkstums erst voll bewußt, aber er hat zugleich ein offenes Auge für die Eigenart anderer Länder und Völker gewonnen und sich abgewöhnt, an alle anderen Zustände unseren Maßstab anzulegen. Wer sich so von unten hat heraufarbeiten müssen, der ist gefeit gegen Selbstüberhebung und Eitelkeit. Nichts danke ich meiner Lebensschule mehr, als daß sie mir die Natürlichkeit und Schlichtheit meines Wesens bewahrt hat. Manchem anderen wäre der rauschende Beifall, den ich seit nun neun Jahren mit jedem Vortrage ernte, vielleicht zu Kopf gestiegen — ich freue mich seiner und der Ehrungen, die mir zuteil werden, aber nicht, weil sie mir schmeicheln, sondern weil ich in ihnen ein Bekenntnis zu meinem Glauben an Deutschlands Beruf und Zukunft erblicke. Ich fühle mich als Mann eigener Kraft — das ist ein gutes deutsches Wort für Selfmademan —, und darum nehme ich das Recht in Anspruch, nicht nach der Schablone gemessen zu werden, sondern als eigengeprägte Persönlichkeit zu gelten, die in manchem nicht so korrekt sein mag wie andere, die aber weiß, was sie will, und was sie vermag.

Aufgegangen ist mir der eigentliche Zweck meines Lebens erst in der Notzeit nach dem Kriege. Bis dahin habe ich mich, rein instinktiv nach dem jeweiligen Ziele greifend, immer nur

von den Wellen tragen lassen. Nachdem die Zeit der Jungendummheiten vorüber war, habe ich als Seemann, als Soldat, als Offizier mit selbstverständlicher Treue auf jedem Posten, auf den man mich stellte, einfach meine Pflicht getan, ohne mich nach dem Warum und Wozu zu fragen. Daß ich dann den Weg, der mir meinen eigentlichen Lebensberuf erschloß, gefunden habe, ist auch geschehen, ohne daß ich ihn gesucht hätte. Ich habe ja bereits erzählt, auf welche Weise ich zum erstenmal zu einem Vortrag gekommen bin. Außerlich betrachtet, war's reiner Zufall — ich deute mir's jetzt als höhere Fügung, die mir damit eine neue Lebensaufgabe gewiesen hat. Je weiter ich diesen Weg beschritt, von Vortrag zu Vortrag, wenn ich in die leuchtenden Augen der Jungen blickte und in denen der Alten eine Träne schimmern sah, desto deutlicher wurde es mir klar: Hier ist das Feld, auf dem du deinem Vaterland am besten dienen kannst. Man muß sich nur gegenwärtigen, wie not es damals, unmittelbar nach dem Kriege und dem Umsturz, tat, die Verzagten aufzurütteln, in den Verzweifelten neue Hoffnung zu wecken, der Jugend den Glauben an Deutschlands Zukunft einzupflanzen und zu stärken. Als ich sah, daß mir solche Gabe geschenkt war, faßte ich den Entschluß, mich diesem Werke ganz zu weihen. Damit erst hat mein Leben einen besonderen Sinn und Zweck erhalten. Das Siegel darauf war, daß ich — wieder mal als Outsider —, anstatt in der sicheren Marinelaufbahn zu bleiben, aufs ungewisse hin meinen Abschied nahm, um ungehemmt meinen Beruf als Verkünder des Deutschtums durchführen zu können.

Ja, was predige ich denn nun, und worauf beruht die Wirkung? Das ist doch nichts Besonderes, mag mancher denken, daß er immer und immer wieder von seiner Seeadlerfahrt und der Skagerrakschlacht erzählt! Aber die äußere Erzählung ist doch nur die Hülle für den Geist, der in diesen Taten lebt, und der ist es doch eigentlich, den ich verkünden will: deutsche Art, deutscher Mut, deutsche Kraft, deutsche Treue und deutscher Sieg. Ja, ich predige im Grunde immer wieder dasselbe: Seid stolz darauf, Deutsche zu sein, und bekennet und bewährt euch allezeit als Deutsche! Das ist eigentlich alles, was ich verkünde; aber es wiegt an Inhalt schwer. Und wenn diese einfache Predigt wirkt, so ist es, weil ein jeder spürt, daß ich selbst daran glaube, daß das, was ich sage, keine Vortragsrede, sondern ein persönliches Bekenntnis ist. Man hat mir öfters gesagt, daß meine Rede „hinreißend“ wirke; wenn das der Fall ist, dann rührt es daher, daß sie aus vollem Herzen und innerster Überzeugung kommt. Ja, ich bekenne mich zum deutschen Wesen, ich glaube an Deutschlands Beruf in der Welt und an seine Zukunft! Und dieser Glaube ist bei mir, weil ganz ursprünglich, felsenfest und von keinem Zweifel angegriffen.

Ein Glaube, der lebendig machen soll, muß schlicht und groß sein. Seine Reinheit wird getrübt, seine Kraft wird gehemmt, sobald er mit kleinlichen Alltagsfragen in Berührung gebracht wird. Darum habe ich mich bei meinem vaterländischen Wirken, das auf meinem Glauben beruht, weit entfernt gehalten von allem, was äußere und innere Politik heißt. Es ist mir manchmal verdacht worden, daß ich mich mit meiner Vortragstätigkeit nicht ausschließlich in den Dienst der Rechtsparteien gestellt habe. Das konnte ich nicht, weil mein Wirken über den Parteien steht, sich an das ganze Volk richtet und die unselige Parteizersplitterung gerade überbrücken will. Ich will vor allem ganz ohne jede Parteirichtung auf die Jugend wirken und halte es gerade für eine der schlimmsten Schäden unserer Zeit, daß jetzt schon die Jugend in die Parteigegensätze hineingezogen wird. Kein Erfolg gilt mir höher, als wenn es mir gelingt, denen, die in ihrem blinden Haß gegen alle Bessergestellten die eigenen Volksgenossen bekämpfen, die Augen zu öffnen und ihnen die Liebe zum Vaterland wieder zurückzugeben — meinem Herzen stehen alle Deutschen gleich nahe!

Kultur des Wohnens.

Gedanken zur Ausstellung „Heim und Technik“, München 1928.

Von Dr. Roland Schupp.

Leuchtend grüßt im ewig jungen München von der Theresienhöhe herab ein farbenfroher Farnenwald, in seiner harmonischen Farbensymphonie so recht ein Symbol für die Ausstellung „Heim und Technik“, die, gleichsam beschirmt von der stolz thronenden Bavaria, in dem dahinter liegenden gewaltigen Ausstellungsgelände zum Besuch einlädt.

In neun mächtigen Hallen mit einer Gesamtgrundfläche von 33 000 Quadratmeter und ergänzt durch verschiedene Ausstellungsgruppen im Freien ist in der in einem Zeitraum von viereinhalb Monaten erbauten neuen Münchener Ausstellung eine gewaltige Schau der tausenderlei Dinge der modernen „Heimtechnik“ untergebracht. Wie weitgreifend die Aufgabe einer Darstellung des Themas „Die Technik im Haushalt und Heim“ und wie groß das Interesse für die Verwirklichung einer derartigen Schau ist, beweist am besten die Tatsache, daß die Stadt Dresden eine ähnliche Veranstaltung plante. Hierdurch ließ sich eine Trennung in die Gruppen „Hausliche Technik“ und „Die Technik der Stadt“ und damit gleichzeitig eine Vertiefung und Verbreiterung jeder der Gruppen ermöglichen. So zeigt die Ausstellung, auf der mehr als 400 verschiedene Industrie-, Gewerbe- und Handwerkszweige vertreten sind, in insgesamt 63 Gruppen nicht nur eine all-

gemeine Übersicht über den heutigen Stand der Heimtechnik, sondern auch die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Wohnungseinrichtung, des Wohnungsbaues, der Beleuchtung, Heizung und Lüftung. Für alle Gruppen ist eine Dreiteilung vorgesehen: die Einführungsräume, die Typenräume und die Sammelausstellung der Firmen.

Die ursprüngliche Absicht, auf der diesjährigen Münchener Ausstellung im Hinblick auf die Bedeutung des Kleinwohnungsbauproblems nach dem Vorbild der vorjährigen Werkbundaustellung in Stuttgart eine geschlossene Musterkleinsiedlung zu zeigen und damit gleichzeitig zur Entlastung des Münchener Wohnungsmarktes beizutragen, erwies sich aus Gründen technischer und finanzieller Natur als nicht durchführbar. In geschickter Umstellung auf das Mögliche ging die Ausstellungsleitung mit Unterstützung führender Münchener und auswärtiger Architekten aber daran, in der größten Ausstellungshalle eine Musterschau von 21 Kleinwohnungen sowie eine Bau- und Baustoffsonderschau einzurichten. Zur architektonischen und raumkünstlerischen Aus-

gestaltung der Kleinwohnungen wurden neben führenden Architekten des Inlandes auch mehrere führende Architekten des Auslandes herangezogen. Durch die Gewinnung dieser Mitarbeiter war es möglich, bei der architektonischen Gestaltung der Musterwohnungen bautechnisch und raumkünstlerisch sehr gelungene Lösungen zu schaffen.

Vergleicht man das Bild der in Halle I gezeigten Kleinwohnungsschau in seiner künstlerisch formalen Gesamtwirkung mit der raumkünstlerischen Gestaltung der vorjährigen Stuttgarter Werkbundaustellung, so zeigt sich in bezug auf die künstlerische Gesamtrichtung ein grundlegender Unterschied*. Während die Formgebung der Weißenhof-Siedlung in Stuttgart eine völlige Abkehr von der bisherigen Bau- und Raum-

gestaltung bedeutete und die Werkbundarchitekten bei der Bau- und Raumgestaltung aus der Idee der vollkommenen Mechanisierung des Bauvorganges heraus die Technik zum Selbstzweck erhoben, ist bei der Münchener Wohnungsschau im Hinblick auf die verpflichtende Tradition Münchens als Kunststadt eine gewisse stilvolle und trotzdem im besten Sinne „moderne“ Linienführung gewahrt worden. Die Darstellungen auf dem Gebiete der architektonischen Grundriss- und künstlerischen Raumgestaltung, die auf der Ausstellung



Lichtbild: Dr. R. Schupp.

Wohnraum einer Wohnküche.

Zweieinhalbraumwohnung für ein Ehepaar mit einem Kind.

Entwurf: Architekt Otto Bötzers, München. Möbel: Staatliche Bauhochschule, Weimar.

„Heim und Technik“ gezeigt werden, können ohne Zweifel als eine glückliche Lösung der Verbindung von Technik und künstlerischer Form bezeichnet werden. Es ist ohne Frage ein Verdienst der Ausstellungsleitung, daß sie sich von der in der jüngsten Zeit Mode gewordenen unentwegten Suche nach neuen bau- und raumkünstlerischen Formen im hyperexpressionistischen Sinn ferngehalten hat, da auf diesem Wege das Wohnungsproblem in Deutschland keiner Lösung entgegengeführt werden kann. Wer also von der Münchener Wohnungsschau Sensationen erwartet, der dürfte enttäuscht werden. Dagegen wird der auf dem Boden der Tatsachen stehende Besucher, dem die Lösung der Wohnungsfrage wirklich am Herzen liegt, mancherlei Beachtenswertes finden.

In der Anlage zeigt die Halle I, die sich durch die Herausnahme der früheren Einbauten in ganz neuer Form präsentiert, eine sehr geschickte Gliederung. An der Längswand der Halle sind zu beiden Seiten in wirkungsvoller Aufmachung die

* Vgl. hierzu die verschiedenen Aufsätze über die Stuttgarter Ausstellung in Heft 12 Jahrgang 1927.

21 Musterwohnungen untergebracht. Um deren Besichtigung zu erleichtern, haben die Architekten Prof. Lechner und Norkauer in außerordentlich geschickter Weise seitlich der Wohnungen erhöhte Laufbrücken errichtet, welche den großen Vorteil bieten, von oben herab einen Blick in die deckenlosen Wohnungen werfen zu können. Durch diese Anordnung ist auch dem Laien die Möglichkeit gegeben, sich über die Grundrissgestaltung der einzelnen Kleinwohnungen ein Urteil zu bilden. In allen Wohnungen ist von den entwerfenden Architekten in großem Umfange von raumsparenden Einrichtungen, wie eingebauten Schränken, Vermeidung von unbrauchbaren Ecken und Winkeln, sowie teilweise von der Zusammenlegung von Küche und Wohnzimmer Gebrauch gemacht worden. Die 21 Musterwohnungen zeigen in anschaulicher Weise, mit wie wenig Raum und Möbeln sich gemütliche, den jeweiligen Ansprüchen entsprechende Heimstätten schaffen lassen.

In kurzer Form sei im nachstehenden auf einzelne besonders erwähnenswerte Raumschöpfungen eingegangen.

Eine sehr interessante Lösung einer Dreieinhalbraumwohnung für eine dreiköpfige Familie mit einer Gesamtwohnfläche von 49,81 qm zeigt Architekt Freizeit von Lüftung, B.D.U., Hamburg, die sowohl durch die geschickte Grundrissaufteilung wie durch die ansprechende räumlich-künstlerische Gestaltung auffällt. Eine starke künstlerische Begabung verrät auch der Entwurf einer Dreizimmerwohnung des fortschrittlichen Innsbrucker Architekten Lois Welzenbacher, dessen wuchtige, eindrucksvolle Formgebung der Möbel ein starkes, im Tiroler Bauerntum wurzelndes Kunstempfinden erkennen läßt.

Bei dem großen Interesse, das vor allem den kleineren Wohnungstypen

entgegengebracht wird, ist insbesondere die Zweieinhalbraumwohnung für ein Ehepaar mit einem Kind des Münchener Architekten Otto Böckers als eine vorbildliche Lösung zu bezeichnen. In geschickter Weise hat es dieser verstanden, der Wohnküche durch die Unterteilung in einen größeren Wohnraum und eine mittels Vorhang verschließbare sehr zweckmäßig eingerichtete Kochnische eine wirklich ansprechende Note zu geben. Im Zeichen einer Ausstattung mit Metallmöbeln stehen zwei Dreiraumwohnungen der Berliner Architekten Luckhardt und Anker. Der Aufgabe einer Lösung des Wohnungsproblems für den Junggesellen und die allein stehende erwerbstätige Frau unterzogen sich mit

großem Können Architekt Prof. Paul Schmittthener, Stuttgart, sowie Frau Architektin Grete Schütte-Lichowsky, Frankfurt am Main. Prof. Paul Schmittthener schuf unter Mitarbeit von Frä. Architektin Klinge, München, eine Zweiraumwohnung für einen Junggesellen, die auf einer Gesamtfläche von 40,02 qm in außerordentlich geschickter Raumaufteilung ein Wohnzimmer im Ausmaß von 15 qm, einen Schlafraum mit 12,49 qm, einen Kochraum mit 3,88 qm und einen Vorraum mit 4,10 qm enthält. Die musterhafte Innenausstattung gibt den Räumen ein sehr wohlhliches Gepräge. Eine ideale Lösung für einen Einwohnraum stellt auch die Schöpfung von Frau Grete Schütte-Lichowsky, Frankfurt am Main, dar, die durch eingebaute Schränke und zwei winzige, aber in jeder Weise zweckmäßig gestaltete Koch- und Waschnischen sowie durch die Verwendung des Bettes als Sofa und die sehr praktische Anordnung von Wandschränken auffällt.

In der Ausstellungsgruppe Beleuchtung zeigen die auf dem Gebiete der Beleuchtungstechnik führenden Osram-Werke, G. m. b. H., Berlin, die verschiedenen Anwendungsformen der Beleuchtungstechnik, wobei vor allem die richtige und die falsche Beleuchtungsweise in fertig eingerichteten Räumen demonstriert werden. In sehr geschmackvoll ausgestatteten zwölf Wohn- und Arbeitsräumen wird der Einfluß der genügenden und ungenügenden Beleuchtungsstärke, der blendenden und blendungsfreien sowie der gleichmäßigen und ungleichmäßigen Beleuchtung auf die Raumausstattung dargestellt. In den übrigen Schaugruppen der Halle I ist die Technik der Raumheizung mit Kohlen-, Gas- und elektrischen Öfen veranschaulicht.

In einem engen Zusammenhang zur Frage der Wohnungsgestaltung steht auch die Halle III der Ausstellung, in der die Anpassung der Räume an die einzelnen Benützungszwecke, wie z. B. als Kinderzimmer, Wohnstube, Wohnküche, Krankenzimmer, Studentenbude, Jungmädchenzimmer, Knabenzimmer usw., gezeigt und das Formale mit den praktisch-technischen Anforderungen zur gemeinsamen Lösung gebracht wird. Bei den zur Schau gestellten Zimmerausstattungen ist deutlich der Einfluß der erfahrenen Hausfrau zu erkennen.

Mit warmem Herzen für die Empfindungen der Jugend ist vor allem auch der zur Schau gestellte Wohnraum einer Jugendherberge entworfen.



Lichtbild: Dr. R. Schupp.

Wohnzimmer einer Dreiraumwohnung.

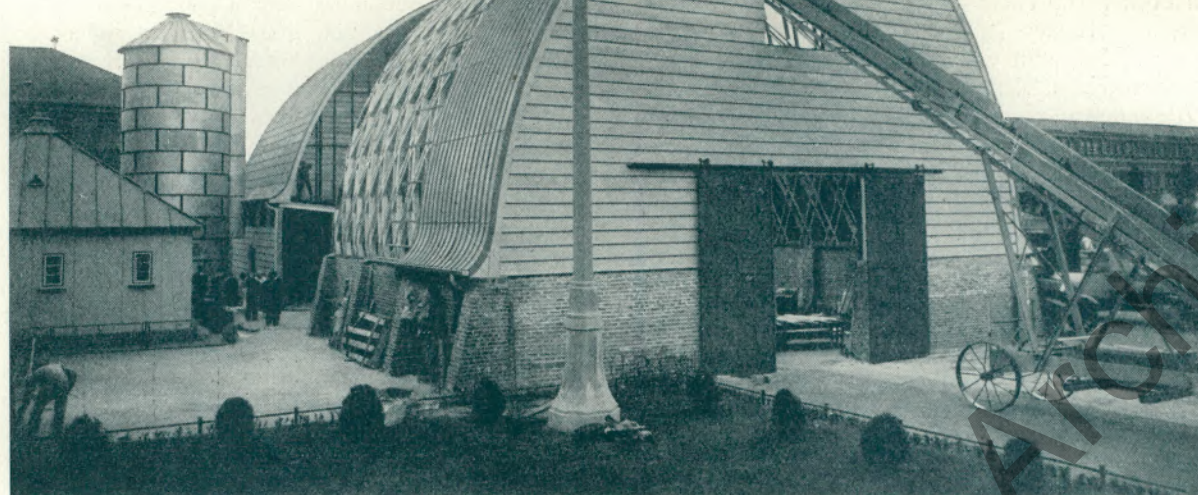
Entwurf: Architekt Lois Welzenbacher, Innsbruck. Möbel: Welzenbacher und Gaude, Bregenz.

Der Mann gibt dem Hause und der Familie Namen und äußere Gestalt, durch die Frau aber werden die Sitten des Hauses lebendig; sie haucht dem Hause den Odem des Lebens ein. Die eigenste Weise des Hauses, sein individueller Charakter wird fast immer bestimmt durch die Frau.

Wilhelm Riehl.

Trotz aller unserer Wanderungen ist das Glück stets nur in einem engen Kreise und mitten unter Gegenständen zu finden, welche in unserem unmittelbaren Bereich liegen.

Bulwer.



Deutsche Landwirtschaftsausstellung Leipzig.

Presse-Photo.

Aus rostfesterem, witterungs- und säurebeständigem Stahl erbaute Scheune.

Die Dachkonstruktion besteht aus einem Rautennetz, das jeden Raumberlust ausschließt.
Im Hintergrunde links ein Stahlhaus, daneben ein Stahlsilo für Süßfütterkonserverierung.

Vor einigen Jahren stellte der Verein deutscher Eisenhüttenleute in Düsseldorf eine seiner großen Hauptversammlungen unter den Leitgedanken: Eisenindustrie und Landwirtschaft. Von beiden Seiten wurde betont, daß die eine auf die andere angewiesen sei und daß beide schicksalhaft miteinander verbunden seien. Als Frucht dieser Gedanken begann man sich in der deutschen Eisenindustrie stärker als bisher mit der Landwirtschaft als einer der wichtigsten Abnehmergruppe zu beschäftigen. Man erkannte, daß die landwirtschaftliche Arbeit ganz besondere Anforderungen an die Qualität des Handwerkszeuges stellte, und bemühte sich, die Stahlqualität der starken Beanspruchung anzupassen, wie das die amerikanische Industrie schon einige Jahre vorher mit Erfolg getan hatte. Es gelang denn auch im Laufe weniger Jahre, die amerikanischen Produkte, die in manchen Landesteilen nach der Inflation eine vorherrschende Rolle erlangt hatten, wieder zu verdrängen. Heute sind die deutschen landwirtschaftlichen Maschinen und die deutschen Werkzeuge den amerikanischen durchweg gleichwertig und, von einigen Spezialmaschinen abgesehen, auch nicht teurer. Aber die Industrie hat sich damit nicht begnügt; sie trachtet danach, dem Stahl neue Gebiete in der Landwirtschaft aufzuschließen.

Eines der wichtigsten ist der Bau von Silos zur Süßfütterkonserverierung. Im Prinzip ist es ja seit langem bekannt, daß die bisherige Form der offenen Futtertrocknung durchaus unrationell ist, und daß bei Süßfütterkonserverierung aus der gleichen Futterfläche doppelt soviel Vieh gefüttert werden kann als bei der Heubereitung. Die

bei dieser Gelegenheit angestellten eingehenden Untersuchungen haben außerordentlich interessante Ergebnisse gezeigt. So hat man z. B. festgestellt, daß eine Kuh, die zu ihrer Fütterung 15 kg Heu täglich (das ist etwa $\frac{1}{6}$ cbm) braucht, damit 4 kg Stärkewerte aufnimmt. Gibt man der Kuh dagegen das gleiche Volumen Süßfutter, so hat sie damit etwa 15,8 kg Stärkewerte eingenommen; das Tier ist also in der Lage, bis zu seiner Fütterung bei Süßfutter das Vierfache an Stärkewerten zu verarbeiten. Nach den angestellten Untersuchungen hat die Mast dadurch ein um 36,5 % besseres Resultat geliefert, und der Milchertag wird um 1 bis $1\frac{1}{2}$ kg pro Tag und Kuh gesteigert.

Das Futter wird von der Siliermaschine pneumatisch in die Silos eingeblasen. Durch die zylindrische Hochkonstruktion des Silos wird auch eine Futterpresse überflüssig. Die Bedenken, daß das Futter im Winter einfrieren würde, haben sich durch die Erfahrungen dieses Winters, der zeitweise strengen Frost brachte, als unberechtigt erwiesen.

Ein weiteres aussichtsreiches Feld will sich die Stahlröhrenindustrie durch die Förderung der künstlichen Beregnung erschließen. Es kommen hier sowohl Anlagen zur Beregnung von Reinwasser wie von städtischen Abwässern in Frage. Durch die Beregnung ist es möglich, die Wirkung der Kunstdüngung erheblich zu steigern. Nach angestellten Berechnungen beziffert man den Mehrertrag je Hektar auf 150 RM. Mittelwert. Diese Ertragssteigerung ermöglicht eine Abschreibung der Anlage in

zwei bis fünf Jahren.

Bei diesen Anlagen, aber auch bei dem Bau von Silos

*Wir, die wir am Pfluge
Den Acker bestellen,
Wir sind euch verbunden,
Ihr schwarzen Gesellen
An Öfen und Feuern,
In Hütten und Hallen,
Wir sind euch verbunden,
Euch Schaffenden allen;
Denn die ihr geschmiedet
Am glühenden Herde,
Wir treiben die Pflugschar
Ins Anlitz der Erde
Und senken das Korn
In die klaffende Wunde
Und bangen ums wachsende
Stunde um Stunde.
Und wenn sich darüber
Die Reife dann breitet,
Schon habt ihr aus Eisen
Die Sichel bereitet,
Die rauschend die goldenen
Ähren uns schneidet.*

*Dann schließt sich die Bindung
Zu endlosen Kreisen:
Wir zahlen mit Früchten
Das leblose Eisen,
Und ihr zahlt mit Eisen
Die Ähren uns dann —
So reiht der Anfang
Dem Ende sich an.*

H. Waechter.

wird man allerdings daran gehen müssen, dem Käufer die Anschaffung in angemessener Weise zu erleichtern, da die deutsche Landwirtschaft bereits aus ihrem bisherigen Betrieb in stärkster Weise verschuldet und kaum in der Lage ist, neue Verpflichtungen zu übernehmen, deren Abdeckung aus dem Mehraufkommen nicht gewährleistet ist.

Das gilt in noch stärkerem Maße von der Ausführung anderer Stahlbauten: Stahlscheunen, Schuppen und Wohnhäuser. Gewiß wird man in der Landwirtschaft die Vorzüge der Stahlscheune und des mit Pfannenblechen gedeckten Daches nicht übersehen, aber die Anschaffung ist teurer als die

Fertigung aus den Materialien, die die Natur dem Landwirt zum Teil fast kostenlos zur Verfügung stellt. Man wird sich das Tempo der Entwicklung, den Eroberungsfeldzug des Stahls in der Landwirtschaft nicht allzu stürmisch vorstellen dürfen. Von der Eisenindustrie wird berechnet, daß die deutsche Landwirtschaft etwa 500 000 Silos braucht, um den gesamten Kraftfutterbedarf im Inland zu decken, d. h. in diesen Silos zu konservieren. Dadurch würden jährlich Futtereinfuhren von 800 Millionen RM. erspart. Sicher ein Ziel, für das es sich lohnt, auch aus volkswirtschaftlichen Gründen einzutreten.

Technische Gedenktage.

1. 7. 1788 wurde in Metz Jean Victor Poncelet geboren, ein Förderer der abstrakten und Erfahrungswissenschaften auf dem Gebiete der Geometrie, der technischen Mechanik, der Hydraulik und der theoretischen Maschinenlehre. Er hat zahlreiche wertvolle Veröffentlichungen, besonders über die Hydraulik und Hydromechanik, hinterlassen.
4. 7. 1743 starb zu Kassel der Hofbüchsenmacher Hans Rudolf Dick, der neben andern kleinen Arbeiten eine in Eisen geschnittene Statuette des Landgrafen Karl von Hessen hinterlassen hat.
4. 7. 1779 wurde zu Essen Heinrich Arnold Hunssen geboren, der Mitbegründer der Gutehoffnungshütte in Oberhausen.
4. 7. 1846 starb zu Clausthal Wilhelm August Julius Albert, der das Drahtseil in den Bergbau einführte. Die Erfindung des Drahtseils durch Albert ist nicht erwiesen.
7. 7. 1854 Todestag von Johann Friedrich August Borsig in Berlin, dem Gründer der Borsig-Werke.
10. 7. 1766 starb Henning Calvör, dessen Schriften uns wertvolle historische Aufschlüsse über das damalige Bergwerks- und Maschinenwesen im Harz geben.
10. 7. 1841 wurde Ludwig Beck in Darmstadt geboren. Neben vielen andern geschichtlichen Veröffentlichungen auf eisenhüttenmännischem Gebiete ist er durch seine fünfbandige „Geschichte des Eisens“ berühmt geworden.
11. 7. 1826 wurde in Düsseldorf Franz Grashof geboren. Er war Professor der Maschinenlehre in Karlsruhe und Mitbegründer des Vereins deutscher Ingenieure, dessen Direktor er für lange Jahre wurde. Um seine Verdienste zu ehren, stiftete der Verein deutscher Ingenieure für hervorragende Leistungen die Grashof-Denkünze. An seinem 100. Geburtstag wurde an Grashofs Geburtshaus eine Gedenktafel enthüllt.
14. 7. 1769 erblickte in Glasgow Robertson Buchanan das Licht der Welt. Er war ein anerkannter Schriftsteller auf dem Gebiete der angewandten Mechanik.
14. 7. 1858 wurde der erste Hochofen auf der Georgsmarienhütte durch Fritz W. Lürmann in Osnabrück in Betrieb gesetzt.
14. 7. 1887 starb in Essen Alfred Krupp, der Begründer des Waltrufs der Firma Krupp.



Margaretha von Löwendal
gründete 1725 das Eisenwerk Lauchhammer.

17. 7. 1725 erhielt die Oberhofmarschallin von Löwendal die Erlaubnis, in der Herrschaft Mückenberg eine Eisenhütte anzulegen. Damit wurde die Gründung des Eisenwerks Lauchhammer vollzogen. Das nebenstehende Bild zeigt die Büste der Gründerin in Eisenguß.
17. 7. 1787 wurde Friedrich Krupp, der Begründer der Krupp'schen Gußstahlfabrik, geboren.
19. 7. 1879 starb im Gotthardtunnel der Erbauer desselben, Louis Favre. Es war ihm nicht vergönnt, den Tunnel vollendet zu sehen. Erst sieben Monate nach seinem Tode erfolgte der Durchbruch.
17. 7. 1794 starb in Barrowstomes John Roebuck, der die Bleikammern bei der Schwefelsäuregewinnung einführte und auch erfolgreich als Eisenhüttenmann tätig war. Er war der Mitbegründer der berühmten Carron-Eisenwerke.
20. 7. 1765 wurde in Prestonkirk Peter Nicholson geboren, der eine Reihe wertvoller Veröffentlichungen schrieb über die wissenschaftlichen Grundlagen der Baukunst.
23. 7. 1750 wurde in Ruppin Karl Friedrich Bückling geboren, der sich große Verdienste um die Entwicklung des Maschinenwesens in Preußen erworben hat.
23. 7. 1857 Todestag von Isaac Merlitt Singer, der die Nähmaschine verbesserte und sie durch ein Miet- und Abzahlungssystem weiten Kreisen zugänglich machte.
26. 7. 1831 wurde in Magdeburg Rudolf Ernst Wolf, der Begründer der bekannten Maschinenfabrik, geboren.
29. 7. 1702 erblickte in Fahlun (Schweden) Anton von Swab das Licht der Welt. Er war zunächst im staatlichen Bergdienst tätig, machte sich dann als Mitinhaber verschiedener Unternehmungen selbständig. Er erfand ein Verfahren, aus Zinkblende metallisches Zink herzustellen; auch verwandte er frühzeitig mit bestem Erfolg Schlacke (besonders Fahluner Kupferschlacke) als Baustoff für Häuser.
30. 7. 1796 wurde die Gußeisenbrücke über das Striegauer Wasser bei Laasan in Schlesien dem Verkehr übergeben. Sie war die erste Eisenbrücke in Deutschland.
31. 7. 1800 Geburtstag von Friedrich Wöhler. Er war der Entdecker des Aluminiums.

Jahade.



Trockene Kokskühlung — Braunkohle und Gasfernversorgung — Der Ingenieur als Erzieher zur Menschlichkeit — Rationalisiertes Bauen — Die Photozelle als Verkehrsschutzmann.

Noch vor wenigen Jahren wurde der Koks allgemein durch Wasser abgelöscht, wobei ganz erhebliche Wärmemengen verloren gingen. Trotz vielfacher Versuche war es nicht gelungen, diese Wärmemengen nutzbar zu machen. Erst in den letzten Jahren ist das Kokslöschen, das dem Wirtschaftler ein Dorn im Auge war, durch das Verfahren der trockenen Kokskühlung ersetzt worden. Bei den neuen Zentralkokereien wird es möglich sein, aus dieser Wärmemenge den gesamten Bedarf der Kokereien an Dampfkraft zu decken und darüber hinaus gegebenenfalls noch an benachbarte Kraftwerke Dampf abzugeben. Die Trockenkühlung vollzieht sich in folgender Weise. Der glühende Koks wird in feuerfest ausgemauerten Bunkern durch nichtbrennbare Gase gekühlt. Die Kühlgase, die sich dabei auf etwa 800° erhitzen, werden dann in Abhitzedampfkessel geleitet und schließlich mit einer Temperatur von etwa 180° wieder durch Ventilatoren in die Koksbunker gedrückt. Auf der neuen Kokereianlage des Lothringens-Konzerns in Hiltrop werden im Dauerbetrieb rund 0,4 t Dampf bei der Kühlung von 1 t Koks gewonnen. In dem vorliegenden Fall können die Anlagekosten nach den angestellten Berechnungen in 2½ Jahren durch die erzielten Erträge gedeckt werden, wonach sich dann ein jährlicher Überschuß von 300 000 Mark ergeben wird. Damit ist der Industrie ein ganz bedeutsamer Fortschritt gelungen.

Das Verfahren der trockenen Kühlung hat auch für die Braunkohlenindustrie steigende Bedeutung in dem Maße, als sich die Schwelung der Braunkohle ausdehnt. Der Gedanke der Gasfernversorgung hat auch der Braunkohlenindustrie starke Anregungen gegeben. Durch weitgehende Vortrocknung der Rohkohle und Waschung der Schwelgase bei 12 Atmosphären Druck will man die das Schwelgas sehr verdünnende Kohlen säure beseitigen. Bei Versuchen hat man auf diese Weise ein Gas von 5900 Wärmeeinheiten erzielt. Allerdings hat es nicht die für Leuchtgas erforderliche Zusammensetzung. Man kann diese jedoch erreichen, indem man z. B. die Schwelgase durch Retorten, die mit Schwelkoks gefüllt sind, bei 900° C hindurchleitet. Es handelt sich also darum, das Verhältnis von Gas, Teer und Koks zugunsten des Gases als des abfahrsfähigen Produktes zu verschieben. Da die Braunkohlenindustrie über einen großen Stab von Chemikern und Ingenieuren verfügt, ist — wenn auch nicht mit einem Schlage, so doch in absehbarer Zeit — mit der Lösung dieser Aufgabe zu rechnen.

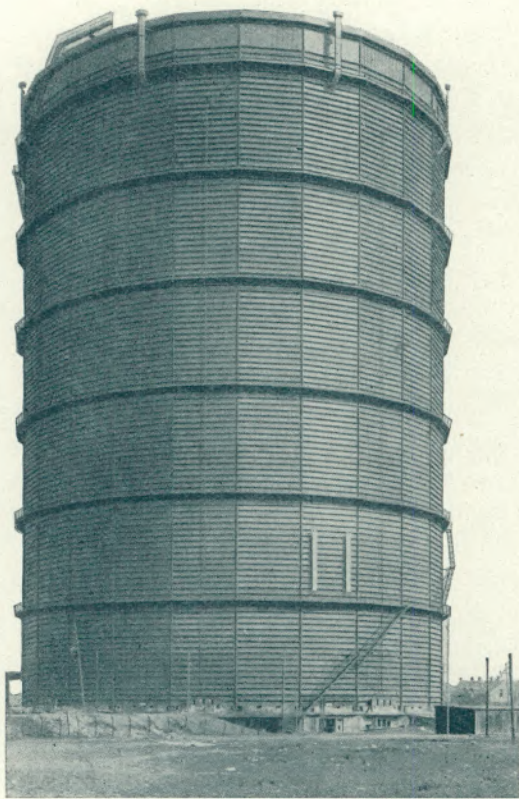
Anlässlich der Phosgenvergiftung in Hamburg hat man sich daran erinnert, daß die gemeinhin bewunderten und gepriesenen Fortschritte der Technik auch eine höchst gefährliche Rehrseite haben. Die Gefahren eines Gaskrieges und ihre Abwehr werden nun auch in Deutschland lebhaft in technischen Kreisen studiert. Man ist sich darüber klar, daß Gasmasken und Sauerstoffapparate keinen ausreichenden Schutz bieten können, und fordert gasdichte Gebäude als Sammelschutz. Da durch den Gaskrieg jeder einzelne wieder bedroht wird, ist der Gedanke verständlich, alle Gebäude durch Einbau von Kompressoren, welche einen Überdruck schaffen und so das Eindringen von Gas verhindern sollen, zu sichern. Aber auch diese ganz gewaltigen Aufwendungen würde ein voraus-

gehendes Luftbombardement zum Teil unwirksam machen. Für jedes Mittel der Abwehr weiß die Technik auch wieder ein anderes zum Angriff. Um diesem verhängnisvollen Kreislauf zu entinnen und die Gefahren der Technik zu bannen, hat der Vertreter der amerikanischen Ingenieure auf der Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure in Essen die Anregung gegeben, die Ingenieure möchten sich dafür einsetzen, daß ihr Können und Wissen nicht für kriegerische Zwecke ausgenutzt werden dürfe. Dieser Vorschlag und die dahinter drohende Gefahr zeigen, welcher Übermacht die Technik zustrebt, wie winzig der Einzelmensch ihr gegenüber wird.

Seit Jahren bemüht man sich auch in der Bauindustrie mit wachsendem Erfolg um die Rationalisierung des Baubetriebes. Die jüngste ausländische Erfindung auf diesem Gebiete ist eine durch Preßluft angetriebene Nagelmaschine, um die Fußböden schneller fertigstellen zu können. Die Maschine, die gegenüber einfachen Preßlufthämmern durch die Gestaltung des Nagelmagazins und der Zuführung kompliziert wird, wiegt rd. 25 kg. Während man für Großbauten bereits in Deutschland einen recht hohen Stand der Mechanisierung erreicht hat und die weiteren Aussichten auch durchaus als günstig zu bezeichnen sind, urteilen selbst hervorragende Baufachleute über die Möglichkeit einer Rationalisierung von Kleinbauten recht pessimistisch, da die handwerkliche Tätigkeit einer Rationalisierung kaum zugänglich sei. Der Gedanke, kleinere Einzelhäuser aus fabrikmäßig hergestellten Platten zu errichten, ist nicht neu, und es ist dafür bereits eine ganze Reihe von Verfahren angegeben worden, ohne daß bisher diese Verfahren große Bedeutung hätten erlangen können. Offenbar spielen dabei jedoch neben den technischen auch Kapitalfragen eine erhebliche Rolle. Die Elektrogroßindustrie, auf vielen Gebieten Bahnbrecherin neuer technischer Methoden, hat auch auf diesem scheinbar ganz fern liegenden Gebiet einen bemerkenswerten Anfang gemacht. Für den Bau der Transformatorhäuschen hat man Einheitsstypen geschaffen, die aus fabrikmäßig gefertigten Kunststeinplatten und Eisenkonstruktionen ohne Bindemittel von Elektromonteuren ohne Zuhilfenahme von Bauhandwerkern aufgestellt werden können. Die Schweißtechnik ist bestrebt, das Nieten zu ersetzen. Die Folge müssen Bestrebungen zur Verbesserung der Nietarbeit sein. Ein Erfolg in dieser Richtung ist eine automatische Nietmaschine mit elektrischem Antrieb, die ortsfest, fahrbar oder an Bügel und Seil hängend hergestellt wird. Außerdem wird der Nietdruck dem Nietdurchmesser entsprechend eingestellt.

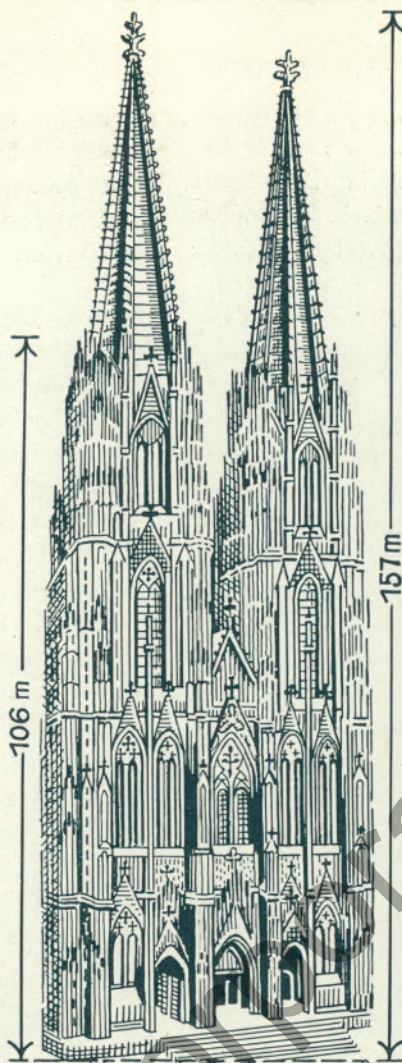
Ein interessanter Vorschlag ist von einem Amerikaner zur Verkehrsregelung gemacht worden: An den Straßenkreuzungen sollen Photozellen aufgestellt werden, so daß die passierenden Fahrzeuge einen Lichtstrahl unterbrechen, einen Stromstoß auslösen und dadurch eine Sperrvorrichtung einschalten. Angesichts der erfolgreichen Verwendung der Photozelle bei der Mechanisierung des Verschiebebahnhofs in Hamm, worüber früher an dieser Stelle berichtet wurde, erscheint dieser Weg gangbar, wenn auch die zu überwindenden Schwierigkeiten erheblich größer sind.

Sulfor.



86 m

Gaspeicher der August-Thyssen-Hütte, Hamburg, das, abgesehen von Turmbauten, höchste Bauwerk Europas. Fassungsvermögen 300 000 cbm. Die Größe des Behälters ist aus dem Wohnhaus rechts unten abzuschätzen.



106 m

Der Kölner Dom.

61 m

157 m



130 m

86 m

Behälter mit einem Fassungsvermögen von 384 400 cbm (jährliche Alkoholverzeugung Deutschlands).

Die jährliche Alkoholverzeugung Deutschlands.

Alkohol und Alkoholismus.

Von Dipl.-Ing. Rudolf Seiden, Wien.

Alkohol entsteht bekanntlich neben Kohlensäure aus Zucker oder verzuckerten stärkehaltigen Stoffen durch Gärung, d. h. durch Aufspaltung, die durch die niedrigsten Lebewesen, die einzelligen pflanzlichen Hefepilze, hervorgerufen wird. Alkohole sind, abgesehen von den für gewerbliche Zwecke verwendeten (die meist steuerfrei und darum vergällt, d. h. durch verschiedene Zusätze ungenießbar gemacht sind), die sogenannten geistigen Getränke — wenn auch mehr oder weniger verdünnt —, vor allem Bier, Wein, Branntweine. Der darin enthaltene Alkohol wird von uns teils als solcher, teils aber nach Verbrennung zu Kohlensäure und Wasser (unter Abgabe von Wärme) ausgeatmet. Es kann daher nicht geleugnet werden, daß — besonders für Kranke — unter Umständen Alkoholgenuß anzuraten ist, zumal er auch die Herzstätigkeit beschleunigt; aber auch auf

Gesunde wirkt er, in geringen Mengen genossen, belebend, stärkend und Hirn und Nerven anregend.

Der Wein ist es, dem diese guten Eigenschaften besonders zukommen; viele Künstler lieben einen guten Tropfen, weil er die Phantasie stärkt, und viele Kranke, erschöpft, holen neue Lebenskraft aus ihm. Der Alkoholgehalt im Wein schwankt zwischen 6 und 24%; zu den schwersten zählen Portwein, Cherry, Madeira, zu den leichteren Bordeaux-, Rhein- und Moselweine. Natürlich sind noch andere Stoffe im Wein enthalten, die seinen Geschmack, seine Farbe und seinen Wert beeinflussen. Die Weintraube enthält in ihrem Saft — der ausgepreßt „Most“ heißt — bis zu 30 % Zucker; der Zucker beginnt sich alsbald durch lebhaft einsetzendes Wachstum der mit den Beeren in den Most gelangenden Hefen in Al-

kohol umzusetzen. Nach der Gärung folgt nunmehr das „Reifen“ durch Lagern des Jungweines, wobei der richtige Geschmack des Weines, die sogenannte „Blume“, ausgebildet wird. Verbesserungen des Weines sind nur innerhalb enger Grenzen gestattet, selbst das Verschneiden, d. h. Vermischen verschiedener Sorten, darf nicht willkürlich erfolgen. Naturweine enthalten nie mehr als 17 % Alkohol, da die Hefen bei diesem Gehalt absterben. Zuckerfreie Weine, z. B. solche aus Oberschlesien, können ohne Schaden auch von Zuckerkranken getrunken werden. Champagner oder Schaumweine erhält man durch Verschneiden weißer (das sind ohne Traubenschalen vergorene) Jungweine, die in Flaschen nach Zusatz von Zucker und Hefe einer zweiten Gärung und mehrjähriger Lagerung unterzogen werden; dann wird die Hefe rasch ausgeworfen und mit Liqueur aufgefüllt. Alkohol, Wasser, Zucker, ätherische Öle und Farbstoffe ergeben Kunstweine; Kohlensäureeinpresse in lichte haltigen Weißwein gibt künstliche Schaumweine. Obstwein entsteht beim Gären ausgepresster Früchte, z. B. aus Apfelmoss; da im Obst nur wenig Zucker enthalten ist, kann daraus nur wenig Alkohol entstehen, außer man versetzt den Most mit Zucker. Wird die Gärung verhindert, so erhält man die alkoholfreien Getränke, die vielfach zur Verbesserung des Geschmackes Kohlensäure zugesetzt erhalten.

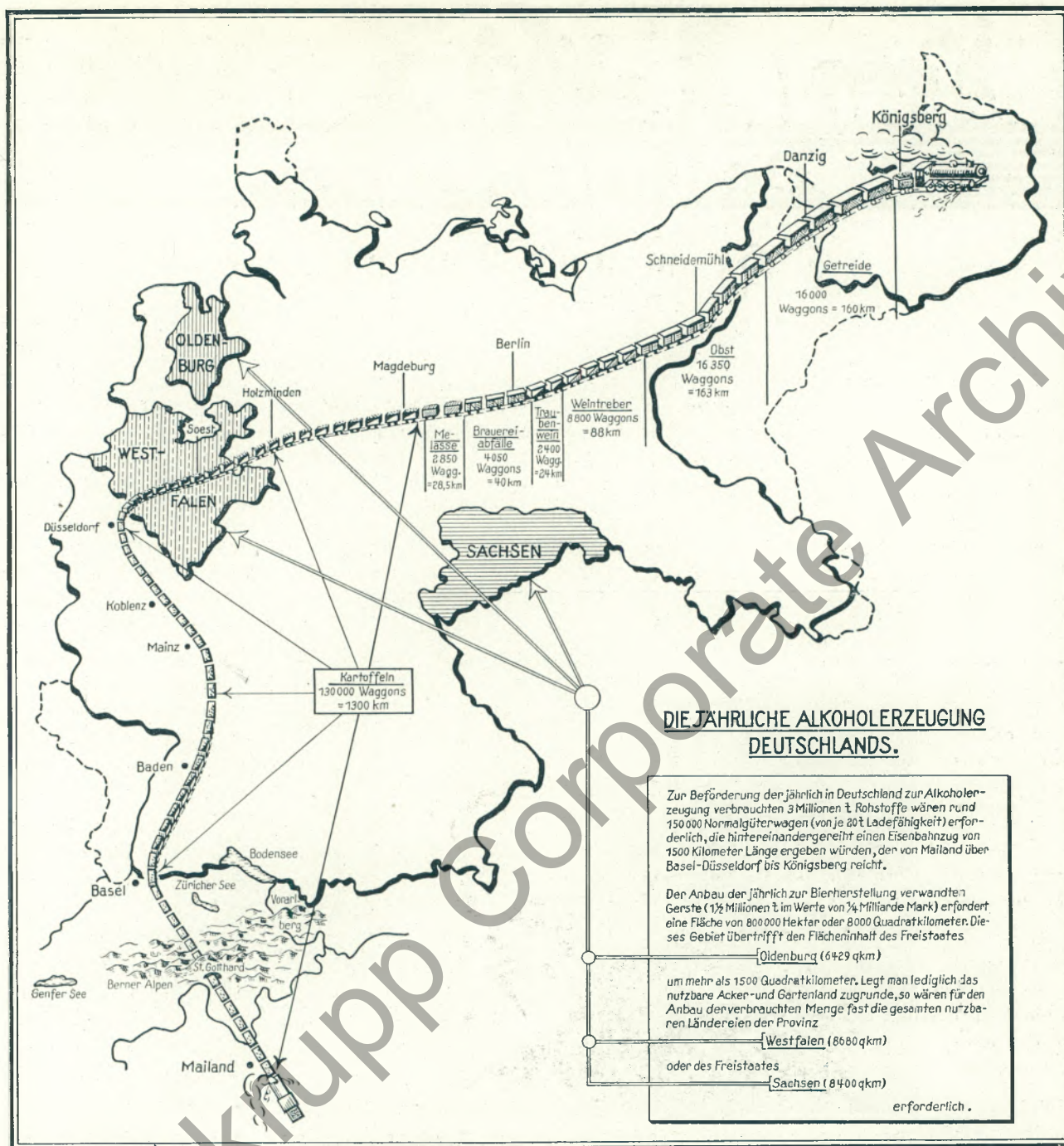
Das Bier, das sich mit Beginn der Neuzeit in Deutschland an Stelle des Weines zum Nationalgetränk entwickelt hat (eine Art Bier haben schon vor dreitausend Jahren die Ägypter und auch die Germanen gekannt), ist jedenfalls nahrhafter als Wein, aber es ist eine Übertreibung, wenn man es als „flüssiges Brot“ anspricht. Es enthält 1 1/2 bis 3, meist nur 2 bis 5 % Alkohol, Extrakt-, Kohlehydrat- und Eiweißstoffe — von alledem aber viel zu wenig, als daß man damit den täglichen Nährstoffbedarf decken könnte. Unmäßigkeit führt leicht zur Verfettung der inneren Organe und damit zur Herabsetzung ihrer Funktionen (Fettleber, Bierherz), überdies wirkt sie abstumpfend auf die geistige Tätigkeit. Verfälschungen werden in Deutschland streng geahndet; so wird gelegentlich der teure Hopfen durch billige Bitterstoffe ersetzt, besonders im englischen Ale (das stärkste Bier überhaupt!). Ein Folgezustand dieser oft giftig wirkenden Surrogate (Pikrinsäure, Fieberklee, Quassia) ist in der That zu finden, daß es in England wohl die meisten sinnlos Betrunknen gibt. Malz wird manchmal durch Kartoffelstärke ersetzt, was zur Fuselölbildung im Bier und damit zumindest zu schweren Kopfschmerzen führt. Großen Einfluß haben aber auch die Qualität des Wassers und die Art der Bierbereitung. Es gibt ja viele, mehr oder weniger verschiedene Verfahren der Brauerei; aber auch im gleichen Betriebe sind hunderte Momente unablässig zu beobachten, wenn ein ständig gleichwertiges Getränk auf den Markt gebracht werden soll. Als letzte Ausläufer jener Biere, die vor tausend Jahren, als man Hopfen und seine geschmackverbessernden Eigenschaften noch nicht kannte, allgemein getrunken wurden, können die Leipziger Gose und das Berliner Weißbier angesehen werden. Alkoholfreie Biere sind u. a. Malzauszüge, durch eingepresste Kohlensäure wohlgeschmeckender gemacht. Diese Biere

sind im trockengelegten Nordamerika beliebt geworden, und als kürzlich bekannt wurde, daß eine Fabrik in Toronto ein derartiges, doch „von Bier nicht zu unterscheidendes Getränk“ herausbringt, zählte man in dieser Stadt an einem Tage nicht weniger als 75 000 Amerikaner aus der Gegend um Detroit.

Durch Destillation vergorener Flüssigkeiten, z. B. von Weinen, erhält man Brantweine, die alkoholreichsten und schädlichsten unter allen geistigen Getränken. Sie sind die Ursache vieler moralischer Verfehlungen und körperlicher Gebrechen. Sehr mäßig genossen, beleben und stärken sie — greifen aber leicht die Schleimhäute an, wodurch der Verdauungsorganismus geschwächt wird, was bei einem Schluck schweren Weines, der die gleichen angenehmen Wirkungen hervorruft, nicht zu befürchten ist. Leider wird gerade Brantwein als billigster unter allen Alkoholen am meisten getrunken und wird so zum größten Feind vieler Schwerarbeiter. Durch Destillation erhält man Kognak aus Wein (bis über 60prozentig), Rum aus vergorenem Rohrzucker (bis gegen 80prozentig). Schließlich sind noch Gemische aus Alkohol, Wasser, Zucker und aromatischen Pflanzenstoffen (Fruchtesenzen, künstliche oder aus Früchten und Blüten extrahierte) zu erwähnen: die Liqueure.

Die Gärungsgewerbe brauchen viel Brottrocken und andere Getreide, und es sind seit langem Bestrebungen im Gange, auf neuen Wegen, von weniger wertvollen Rohstoffen aus, Alkohol — zumindest technisch brauchbaren — zu erzeugen. Befriedigend wurde dieses Problem noch nicht gelöst, doch arbeiten bereits an einzelnen Orten größere Versuchsfabriken nach den neuen Verfahren, und es ist die Möglichkeit gegeben, daß eines von diesen bald allgemein üblich wird und so zu einer Umwälzung auf diesem Gebiete führt. So kann man aus Holzspänen (Zellulose) durch Schwefelsäurebehandlung Zucker und daraus durch Gärung Alkohol — zwei Liter aus hundert Kilogramm Holz — gewinnen. Ähnlich lassen sich die Zellstoffabläuge der Papierfabriken verarbeiten. Aus Karbid wurde erstmalig in der Schweiz über Äthylen gas durch angesäuertes Wasser Aldehyd und daraus durch elektrolytische Reduktion Alkohol hergestellt. Der im Brotdampf enthaltene Alkohol wird versuchsweise in Großbäckereien gesammelt, gereinigt und verwertet. Die letzten Experimente gehen vom Erdöl aus, dessen stark überhitzte Dämpfe über Kupferkontakte geleitet werden, so daß neben Benzin und Schmieröl — die in Altwäschern zurückbehalten werden — ein Gas entsteht, aus dem durch Schwefelsäure u. a. Äthan gebunden wird (nichtabsorbiertes wird als Leuchtgas weiterverwendet); durch Erhitzen und Reinigen (Rektifizieren) erhält man daraus Alkohol.

Der Kampf gegen den Alkohol kann nicht durch Trockenlegung ganzer Länder geführt werden; hochentwickelte Völker wehren sich gegen solche Verbote, und wer nur in der Lage ist, umgeht das Gesetz. Der richtige Weg ist der, den Schweden und Norwegen gingen: Erschwerung des Alkoholgenusses durch alle nur erdenklichen Maßnahmen. Der Handel mit Alkohol wurde dort gedrosselt, der Ausschank den gemein-



wirtschaftlichen Monopolgesellschaften übertragen, wobei deren Anzahl auf ein Minimum gehalten wird, so daß mancher vierzig Kilometer wandern muß, um Alkohol kaufen zu können; dazu ist sein Monatsquantum auf zwei bis vier Liter für den Haushalt beschränkt, und Anspruch darauf hat auch nur, wer bestimmte Voraussetzungen erfüllt. In den Restaurants ist der Ausschank ebenfalls nach Zeit und Menge geregelt. Heute gibt es in diesen Ländern kein privates Alkoholkapital mehr.

Erfolgreich wird bei uns der Kampf gegen den Alkohol erst sein, wenn wir ähnliche Wege wie Norwegen und Schweden gehen. Heute sehen viele im Alkohol den Erlöser, der

ihnen für billiges Geld die Alltagsorgen vergessen macht, der sie hinwegtäuscht über ihre wahre Lage, der ihnen angenehme Stimmungen und ein paar frohe Stunden verschafft. Wo Glend herrscht, wird der Alkoholismus seine Hände fast nie vergebens zur Bruderschaft ausstrecken!

Hütet Kinder vor jedem Tropfen Alkohol! Trinket selbst nur mäßig, nie gewohnheitsmäßig! Gelegentlich ein Trunk schadet nicht; er kann sogar nützlich sein wie andere Genußmittel — Gewürze, Tee, Kräuter, Essig, Kaffee —, die alle nach einem Ausspruch Pettenkofer's wie „Schmiermittel der Maschine“ wirken, indem sie ihren Gang erleichtern, regelmäßiger machen und der raschen Abnutzung vorbeugen.



Heim und Technik.

Von Dr. Erna Meyer, München.

Ein von uns Frauen lang ersehntes Ereignis ist nach jahrelangem Hin und Her nun doch Wirklichkeit geworden: die Ausstellung „Heim und Technik“ in München. Für die Frau, insbesondere die Hausfrau und Mutter, bedeutet das den Auftakt zu einer Erneuerung, einer völligen Umbildung ihrer Haushaltsführung, wenigstens dann, wenn sie es versteht, den Inhalt dieser zum erstenmal das Gebiet des Haushalts ernsthaft und planmäßig behandelnden Ausstellung für sich auszuwerten. Denn es wird ihr dort auf allen ihre tägliche Arbeit berührenden Gebieten von Sachleuten durchgearbeitetes Material geboten, dessen Vollständigkeit in Erstaunen setzt, und das zum erstenmal für den, der wirklich lernen will, die Unterlage schafft zu gründlicher geistiger Erfassung der bisher nur als nebensächliche, von jedem im Handumdrehen erlernbare, primitive Technik eingeschätzten Haushaltarbeit.

Daß zur Zusammenstellung dieser Ausstellung Frauen herangezogen wurden, die in ehrenamtlicher und auch in fachberuflicher Mitarbeit Wesentliches zu ihrer Gestaltung beitrugen, versteht sich zwar von selbst, bedarf aber doch besonderer Erwähnung, weil noch bei keiner Ausstellung Frauenarbeit offiziell in gebührendem Umfang zur Auswirkung gekommen ist.

Es sei heute über den ersten Eindruck der Ausstellung selbst nur kurz berichtet: Einzelberichte sollen folgen*. Da ist zunächst allgemein rühmend zu vermerken, daß die Ausstellung sich bereits bei der Eröffnung in einem Grade von Vollständigkeit darbot, der in der Geschichte der Ausstellungen wohl einzig dastehen dürfte und schon den allerersten Besuchern einen wirklichen Überblick ermöglichte. Gleich beim Betreten der Ausstellung werden wir mitten in das Problem hineingeführt: anschauliche körperliche Statistiken bringen die Bedeutung des Haushalts für den einzelnen, die Familie und das Volksganze zur Darstellung, besonders wichtig für uns

* Vgl. auch den Aufsatz „Kultur des Wohnens“, Gedanken zur Münchener Ausstellung „Heim und Technik“ von Dr. Roland Schupp, auf Seite 30.

Frauen, die wir vielfach leider immer noch nicht einsehen, daß der „Kleinarbeit“ des Haushalts weitreichende Bedeutung zukommt, und denen nun hier handgreiflich vor Augen geführt wird, daß wir nicht nur Grund, sondern ganz einfach die Pflicht haben, unsere Arbeit als vollgültige Berufsarbeit nach jeder Richtung aufzufassen und zu handhaben.

Der uns in erster Linie interessierenden Küche ist eine ganze Halle gewidmet. Zunächst finden wir eine größere Anzahl eingerichteteter, den verschiedensten Bedürfnissen entsprechender Küchen zusammengestellt. Ferner sind die Hauptküchentypen, die sich

allmählich herauszubilden beginnen, durch Musterbeispiele vertreten: die Wohnküche, die Kochnische, die Wohnkochküche, die Landküche. Der heute so brennenden Frage: Wie Gas, wie Elektrizität! wird durch Gegenüberstellung einer Gas- und einer elektrischen Küche sowie durch zwei große Abteilungen „Gas“ und „Elektrizität“ Rechnung getragen. Daß alle Einzelbestrebungen zur Verbesserung des eigentlichen Küchenbetriebes in entsprechenden Vorführungen zur Geltung



Blick in die Wohnkochküche und die Heidelberger Wohnküche auf der Ausstellung „Heim und Technik“ München 1928.

kommen, versteht sich von selbst. Auch der Normenausschuß und die Versuchsstelle des Reichsverbandes melden sich in eigenen Ständen zum Wort. Einen Überblick über alle zweckmäßigen Küchengeräte bringt der Stand „Wie statte ich die Küche meiner heiratenden Tochter aus?“.

Das wichtige Kapitel Waschen, Reinigen usw. ist ebenfalls in einer eigenen Abteilung gebührend behandelt, besonders wirkungsvoll dadurch, daß die in Frage kommenden Einrichtungen durch praktische Vorführungen erläutert werden.

Mit Maschinen und Apparaten als solchen ist aber die Frage der „Nationalisierung“ noch keineswegs gelöst; es kommt sehr auf die Art an, wie die Arbeit mit ihnen und wie die Arbeit im Haushalt überhaupt angefaßt wird. Dieser entscheidend wichtigen Tatsache trägt die Abteilung „Wirtschaftliche Haushaltsführung“ Rechnung; ihre Aufgabe besteht darin, uns vor Augen zu führen, wie durch überlegte Arbeitsdisposition und -organisation, durch eine richtige

und dabei doch einfache Haushaltsbuchführung jenes Ziel erreicht werden kann, um das es sich vor allem handelt: Ersparung von Kraft, Gewinnung von Zeit, geistige Entlastung der Frau, von der wir nachgerade deutlich genug zu spüren bekommen haben, wie ungeheuer notwendig sie ist, zu unserem eigenen Besten und damit — das gerade soll die Ausstellung „Heim und Technik“ uns lehren — zum Besten unseres Volkes. Eine hübsche Ergänzung findet diese Abteilung in einer neuartigen Haushaltskartei mit vorbildlichem Wirtschaftsbuch „Gedächtnishilfe der Hausfrau“.

Es darf nicht veressen werden, daß zu betonen, daß die ganze Ausstellung sehr geschickt nach drei Richtungen ausgebaut ist. Jedes Gebiet wird zunächst in den „Einführungsräumen“ allgemein grundsätzlich dargestellt, um sodann in den „Typenräumen“ die wichtigsten Einzellösungen einem bis zu gewissem Grade schon kritisch vorbereiteten Beschauer darzubieten. Als Drittes schließt sich dem in einer besonderen Halle die Sammelausstellung der in Frage kommenden Industrien an. In dieser Weise werden vor allem behandelt die Beleuchtung, die Heizung, die Wasserversorgung, die Kühlhaltung, die Kälteerzeugung, weiter in der allerausgiebigsten Weise das wichtige Kapitel Ernährung, ferner die Gesundheitsfrage, diese in höchst aufschlußreicher Weise ergänzt durch eine Abteilung „Hygiene der Hausfrauenarbeit“, aus der wir ersehen, wie außerordentlich verschieden wir unsere eigentliche Arbeit mit Rücksicht auf unsere Gesundheit gestalten können: Körperliche Entlastung der Frau.

Höchst interessant sind die Musterwohnungen der verschiedenen Wohntypen; ihre Besichtigung mit Bezug auf den so entscheidenden Grundriß wird dadurch ganz außerordentlich

erleichtert und der Anschauung nahegebracht, daß man diese mit halbhohen Wänden ohne Decke, aber in wirklicher Größe ausgeführten und vollständig eingerichteten Modelle von einer Galerie aus, gleichsam aus der Vogelschau betrachten kann. Da wir ferner unsere Wohnung, unser „Heim“, nur durch Einbau in ein Haus, das ja auch ein Einfamilienhaus sein kann, zu gewinnen vermögen, ist eine besondere Halle der Bautechnik gewidmet, und auch der ergänzende „Schmuck des Heims“ hat

einen eigenen Raum erhalten. Besonders hinzuweisen ist ferner auf die für unseren Nachwuchs so überaus wichtige Abteilung „Hauswirtschaftlicher Unterricht“.

Als Abschluß des Ganges finden wir in einem besonderen Gebäude die Bildungsstätten möglichst innerhalb des Heimes in wahrhaft vorbildlicher Weise zusammengestellt: Kinderspieleräume, Kindergarten, Bastelzimmer, Hausbibliothek, Musikzimmer. Die der Beschäftigung unserer Kinder dienenden Bestrebungen sind mit besonderer Liebe und Hingebung, vor al-

lem auch im Hinblick auf die soziale Seite der Sache, und mit außerordentlichem Geschick zur Anschauung gebracht — so greifbar, daß diese Einrichtungen von den Kindern der Beschauer bemerkt werden können! Und wir Frauen wissen ja am allerbesten, wie eng das Problem „Entlastung der Frau“ mit der guten Lösung gerade dieser Frage verknüpft ist!

Die Architektur der ganzen Ausstellung fällt durch ihre schlichte, einheitlich durchgeführte Sachlichkeit als wohlthuender Hintergrund für das sonst leicht verwirrende Vielerlei der Ausstellungsgegenstände angenehm auf und darf daher als besonders eindringliche Anregung für die Gestaltung des zukünftigen Heimes durch die wieder zu klarer Einfachheit zurückkehrende Frau angesprochen werden.



Lichtbild: Dr. Schupp.

Blick in die Kochnische einer Wohnküche.

Zweieinhalbraumwohnung für ein Ehepaar mit einem Kind (Entwurf: Architekt O. Völkers).

Ferien!

Ferien! Freudegoldenes Zauberwort, Traum von wonnenvoller Ungebundenheit. Wie sehr bedürfen wir des Ferienglückes, wenn wir die seelische und körperliche Gesundheit für unsere Arbeit bewahren oder wieder erreichen wollen! Die Generationen der vergangenen Tage wußten — diese Tatsache wird oft festgestellt — wenig von Ferien. Aber ihr Leben verlief beschaulicher; die Menschen hatten mehr Zeit für sich selbst, ihre Nerven wurden nicht so sehr angespannt, wie es die aufreibende Gegenwart mit den unfrigen tut. Die Atemlosigkeit des modernen wirtschaftlichen Lebens, das sich zu einem eigentlichen Kampf ums Dasein zugespitzt hat, stellt an unsere Kräfte die höchsten Anforderungen. Wir sind als moderne Menschen nur in unserem Element, wenn der Arbeitsbetrieb sich lebhaft um uns bewegt; gerade deswegen aber müssen wir unbedingt Ferien haben, wenn wir nicht nach Verbrauch aller und jeder Kräfte reserven vor der Zeit verfallen wollen.

Wie steht es aber im allgemeinen mit den Ferien der Hausfrauen aller Stände, besonders aber derjenigen, die sich jahraus, jahrein für ihre Familie einsetzen und arbeiten, einteilen und zuerst an sich selber sparen müssen? Nicht selten müssen sie, wenn die Familie während der Ferien ausfliegt, zu Hause die große Wäsche und Hausreinigung besorgen, Betten

sonnen, Obst einkochen und ähnliche aufgespeicherte Arbeiten verrichten und sparen. In der Ferienfrage ist aber die Selbstlosigkeit einer Hausfrau nicht angebracht. Gerade weil sie der Mittelpunkt des Familienlebens ist, weil alles auf ihr ruht und ihr Wirken unentbehrlich ist, darf sie diese kostbare Kraft nicht in ununterbrochener Aufopferung verschwenden, sie muß dann und wann etwas ausspannen, damit sie nicht zu der Zeit, wenn die Kinder erwachsen sind und mit neuen Interessen, neuen Wünschen zu ihr kommen, schon müde und verbraucht ist. Wenn man das Entzücken kennt, mit dem sich eine Hausfrau zu einer Mahlzeit setzt, die ihr unbekannt und reizvoll erscheint, weil sie dieselbe nicht selbst kochen mußte, weiß man sofort das Richtige: Ferien auch für die Hausfrau aller Stände! Sie, die immer treppauf und treppab springen, einkaufen, schleppen und die sich unablässig erneuernde Arbeit besorgen muß, wird gewiß kein Verlangen nach Touren und Wanderungen haben, sondern lieber still träumend oder lesend die Natur genießen und sich auf sich selbst besinnen. Es ist ganz richtig, wenn ihre Abwesenheit zu Hause vermißt wird; man ist schon zu sehr an ihre selbstverständliche Aufopferung gewöhnt. Um so freudiger wird dann ihre Heimkehr begrüßt, und die ausgeruhte, erholte Hausfrau wird diese Freude glücklich teilen und spüren, daß man sie liebt und schätzt.

F. R. B.

Von den stillen Stunden.

Hast und Lärm füllen unser Leben. Nächte werden zum Tage in der blendenden Helle riesenhafter Lampen; keine Dämmerung hüllt mehr weich und gelind und Ausruhen fordernd den Bewohner der Stadt in ihre sachten Schleier. Grell und unvermittelt wandelt sich das Licht des Tages in das künstliche der Nächte. Die Menschen haben kein Gefühl mehr für den stilleren und langsameren Rhythmus des eigentlichen, tiefen und innerlichen Lebens; sie schelten ungeduldig und gereizt, wenn sie einmal auf irgend etwas ein paar Minuten warten müssen. Blind und taub ist eine nicht geringe Anzahl von ihnen geworden durch diese — meist schon ererbte — Hast gegen die Geheimnisse des Lebens rings und dessen tieferen Sinn, gegen die Stimmen des Werdens, die leise und eindringlich um sie her sprechen ... zu ihnen ebenso wie zu den Menschen vor hundert und aber hundert Jahren. Und manche — nicht wenige — können die Natur nur noch vom Nützlichkeitstandpunkt aus sehen, kühl und bedächtig wägend, was sie wohl wert. Und sie schelten Träumer und Toren alle, die sich niederbeugen und lauschen, die das bunte und laute Getriebe in seiner Armseligkeit und Kleinheit erkennen, die die Sprache des Waldes verstehen und eins werden können mit Wolke und Wind; die ruhig stehen können, lange Zeit, ohne die Uhr in der Hand, um einem spielenden Tiere zuzusehen und sich zu erfreuen an der Schönheit seiner Bewegungen und dem weichen Fluß der Linien seines geschmeidigen Körpers. Und jene wissen nicht, daß diese nicht allzu vielen, die nicht Herr sich dünken über die Natur, die sie nicht ausschließlich zum nutzbringenden Werkzeug machen wollen — daß diese ihre wahrhaftigen Meister sind, vor denen sie sorgsam gehütete Geheimnisse enthüllt, und zu denen sie spricht, leise und gut, und die sie tröstet in den Stunden der Not, wie eine Mutter ...

Und dennoch ... in fast allen Menschen, auch in den Männern und Frauen, die festzustehen scheinen in ihrer bunten, lauten und lärmenden Welt, lebt eine tiefe Sehnsucht nach Ausruhen und Stille. Aber sie wissen es nicht, oder — wollen es nicht wissen. Sie schelten sich selber schwach und töricht in solchen Stunden einer feinen und bohrenden Sehnsucht, und sie stürzen sich in das Gewühl von Zerstreuung, Trubel und Geseß, hastiger, ruhloser als vorher: um sich abzulenken, wie sie sagen — um sich zu betäuben, in Wahrheit ... und kehren nach Hause zurück doch nur mit dem Gefühl der Kälte und Leere. Es ist ein trauriges Zeichen, wenn die Menschen ihrer Zeit, ihrer eigenen Zeit nicht die Möglichkeit zutrauen, reiche, verinnerlichte Stunden schaffen zu können, wenn sie glauben, dazu weit in die Vergangenheit zurückgreifen zu müssen. Und es ist ein Kennzeichen ihrer eigenen Unsicherheit und eines Mangels an Vertrauen zu sich selbst, wenn sie von vergangenen Generationen das gewinnen wollen, was sie einzig und allein in sich selbst finden und aus sich und den Gegebenheiten ihrer eigenen Zeit heraus schaffen müssen und — bei wirklich echtem Wollen — auch schaffen können.

Es gilt darum, den Menschen zu zeigen, daß es möglich ist, auch aus der heutigen Zeit heraus, aus ihrer äußeren Hast und Eile und Unruhe Stunden zu gestalten, die schön und

voll Frieden sind; daß gerade aus diesem Rhythmus der Arbeit unserer Zeit, aus diesem scheinbar ununterbrochen rasenden Rhythmus nicht unbedingt nur Laumel und Betäubung erwachsen müssen, nein, daß auch aus ihm Stunden der Ruhe erwachsen können, die um so friedlicher wirken, je rastloser, je sausender das große Arbeitsrad sich gedreht.

Wohl wird es schwer sein zuerst, eine Stunde zu schaffen, an der Hast oder Arbeit keinen Teil hat. Immer wieder wird ein Gedanke auftauchen, der an das Getriebe des Tages gemahnt, der eine Lücke hineinreißen will in das stille Aufblühen einer Feierstunde. Aber stetiges und ernstes Wollen wird allmählich jeden Gedanken, der so kommen will, ausschalten können, um sich ganz zu vertiefen in eines Dichters Worte oder in das leise Singen einer Geige oder in eines Denkers weitgesponnene Gedankenfette oder auch in ein geruhiges Miteinander, das aus dem Alltags hinausflingt. Dann fängt die Seele, die solange unterdrückte, die immer beiseite stehen muß im Gewühl des Tages, an zu sprechen und zu fragen; sie nimmt Stellung zu dem, was ihr geboten wird. ... Und schneller noch, als der Mensch es bewußt wahrnimmt,

beginnt aus der stillen Feierstunde eine Gedankenfette aufzublühen, weiter und weiter suchend, die dann da ist, mit hineingeht in die vielleicht eintönige Arbeit, und die stille Freude weckt am eigenen inneren Leben und Wachsen. Inneren Reichtum, nachwirkende Kräfte müssen die stillen Stunden schaffen können. Tun sie das nicht, so weiß der Mensch — soll er es daran merken —, daß er sie nicht recht zu gestalten vermochte, und er muß dann immer wieder beginnen und suchen, bis er das findet, was ihn auf Augenblicke erlösen kann von der Hast des Alltags, um ihn zu sich selbst, seinem eigentlichen Sein, zu führen.

Jeder Mensch hat seinen eigenen Feierrhythmus, den er

ertasten muß; jeder muß seine stillen Stunden gestalten auf seine eigene Art. Sonst können sie nicht weiterwirken über den Augenblick hinaus, sonst hinterlassen auch sie jenes furchtbare Gefühl der Leere, das wie ein schleichendes Fieber, wie eine heimtückische und böse Krankheit dem Menschen langsam, aber sicher das Leben zunichte macht, das Leben seiner Seele.

Aus den stillen Stunden erwächst die Kraft zum neuen Tagewerk, die Kraft und die Freude, welche wir Menschen von heute so ganz besonders nötig brauchen. Sie können auch einen Beruf verklären, zu dem der Mensch nicht eigentlich berufen ist, der ihn nur schützen soll vor den Sorgen um Nahrung und Leben. Ein solcher Mensch aber braucht — mehr als alle anderen — die stillen Stunden, soll er sich nicht verlieren in wesenfremder Lätigkeit und im wilden, müdemachenden Laumel der Vergnügungen und Betäubungen. Aus den stillen Stunden blüht die Kultur, die feinste, seelische Kultur eines Volkes heraus, aus Stunden der Besinnung jedes Einzelnen! Denn in ihnen werden Gedanken und Pläne geboren, die vielleicht später einmal befruchtend wirken auf andere, Größere, und die so ganz allmählich umgestaltend wirken können auf das innere Leben weiter Kreise. Nie erwächst aus Vergnügen, Betäubung und Alltagsrast der große Reiter der Seelen; nur aus der Stille kann er kommen und aus dem Besinnen auf sich selbst. Ilse Riem.

Wir sagen „Abend, Übel, Tod“
Und zählen nach der Zeit.
Was will die arme Menschennot?
Es gibt nur Ewigkeit.
Es ist nichts böse und nichts gut:
Dies bleibt ein Spiel wie Zeit.
Wir sind in Gott, der niemals tut,
Nur ist — in Ewigkeit.

Richard Schaukal.

Empfindsame Reise in die Teutberge.

Wir geben nachstehenden Ausführungen gern Raum und bemerken, daß das Teutburger-Wald-Erholungsheim vom 1. April bis 15. November geöffnet ist. Der Gesamtpensionspreis einschließlich voller Verpflegung beträgt je nach Größe und Lage der Zimmer 3,75 bis 5,— *R.M.* pro Tag. Bei einem Aufenthalt unter fünf Tagen erhöht sich der Tagespreis um 1,— *R.M.* Das Heim soll dem Erholungsaufenthalt der tariffreien Beamten der Vereinigten Stahlwerke und ihrer Familienangehörigen dienen. Infolge starker Inanspruchnahme, vor allem während der Hauptsaisonen (Juli und August), empfiehlt sich dringend frühzeitige Anmeldung. Prospekte und nähere Auskünfte sind bei den zuständigen Werkverwaltungen erhältlich.

Wieder einmal mußte man sich vom alten Herrn Goethe anstatt ausgerechnet auf das Teutburger-Wald-Erholungs- belehren lassen: „Du bebst vor allem, was nicht heilen zu verfallen. — Denn einmal liegt dein diesjähriges Serienzziel unweit von Bielefeld, der bedeutendsten Industriestadt des nordöstlichen Westfalens, so daß man von stillen Winkeln wahrscheinlich recht wenig merken dürfte, zum andern wirst du als Beamter der Vereinigten Stahlwerke in einem Erholungsheim, das den Stahlwerken gehört, mit deinem Rucksack einen schlechten Eindruck machen, und zum dritten wird das Einerlei des Alltags auf Schritt und Tritt sich unmittelbar in Gestalt von Sachsimpeleien aufdrängen, denen du mit dem besten Willen nicht entgehen kannst in einem Kreise von Menschen, die großen Arbeitsgemeinschaft sind.“



Das Teutburger-Wald-Erholungsheim.
(Luftbild.)

Denn wenn man unter „Serien“ Freiheit und Ungebundenheit und einen kleinen Schuß Begeisterung für Vagabundentum versteht, dann . . . Aber beginnen wir lieber, wie sich das für einen gewissenhaften Chronisten geziemt, mit der Schilderung der empfindsamen Reise dort, wo sie anfing, empfindsam zu werden!

Als der Zug mich an der in Reih' und Glied stehenden Hochofengruppe der Thyssenwerke Mülheims vorbeirif; dann wieder, als ich gleich der Glieder jener kurz vor Dortmund zwischen der zu einer gewaltigen Symphonie des Arbeitswillens zusammenklingenden Union hindurchfuhr; und schließlich, als sich kurz hinter Hamm das Land rechts und links des Schienenstranges bis an den Horizont weitete, ohne daß behäbige Kühltürme und gittergerüstete Seilscheiben und aufstrebende Zechengasometer selbstsicher in den Gesichtskreis schnitten, verstärkten sich die Bedenken, die mich, ganz leicht, schon beim Lösen der Fahrkarte Düsseldorf—Bielefeld angefallen hatten.

Eigentlich war es doch ein Unding, für die paar Tage, in denen man aus der beruflichen Verflochtenheit sich lösen durfte, um einmal im Jahre ganz sich selbst zu gehören, nun doch an anderer Stelle sich in den großen Kreislauf gemeinsamer Verbundenheit wieder einzugliedern. Mochten zehn Gründe dafür sprechen, hundert Einwände übertönten alle Zweckmäßigkeitserwägungen und hoben warnend den Finger: Nichtiger wäre es gewesen, du hättest dich in irgendeinem stillen Winkel vergraben, oder du wärest mit dem Rucksack durch die deutschen Lande gezogen, oder du hättest in der Gewaltigkeit des Hochgebirges den Alltag vergessen,



Externsteine.

Zwei Stunden später hält der Zug in Bielefeld. Der erste, vom Abteil aus gewonnene Eindruck, daß diese an die Hänge des Teutburger Waldes gelagerte bedeutendste Stadt Nordostwestfalens alles andere als einen ausgesprochen industriellen Anstrich trägt, verstärkt sich, als man die grün durchzogenen hügeligen Straßenzellen durchwandert, um dem Erholungsheim zuzustreben, dessen roter Giebel eine Wegstunde lang einladend hoch oben von einer vorspringenden Kuppe der Teutberge herabwinkt. Und als man dann auf der Terrasse steht und der Blick über freundliche Bauernhöfe und gelbe Getreidefelder und tiefgrüne Wälder weithin in die Norddeutsche Tiefebene gleitet und sich vor dem überraschten Auge eine Fernsicht entrollt, die man bisher nur als Augenblicksgenuß einer langen Wanderung kennt, verstärkt sich die Ahnung, doch richtig getippt zu haben.

Die Ahnung wurde zur Gewißheit, als man sich am nächsten Morgen aufmachte, um den Teutburger Wald zu — entdecken. Wenn ich heute, rückschauend, das Ergebnis meiner Entdeckungsreise, die teils im Normalgewande des Bürgers,

teils (nach vorsichtiger und mit einer Geste der selbstverständlichen Bejahung seitens der Heimleitung beantworteter Anfrage) im Wanderkleide und mit geschultertem Rucksack unternommen wurde, auszuwerten versuche, so erscheinen mir zwei Feststellungen vor allem bemerkenswert. Einmal, daß das Erholungsheim — um eine oft mißbrauchte Redewendung an der richtigen Stelle anzuwenden — in jeder Beziehung den verwöhnten Ansprüchen Rechnung zu tragen vermag, und zum andern, daß unser deutsches Mittelgebirge offenkundige Schönheiten und verschwiegene Reize in so mannigfacher Gestalt birgt, daß wirklich jeder Spaziergang und jede Wanderung eine Entdeckungsfahrt bedeutet.

Suchst du Waldeinsamkeit? —

Unmittelbar hinter dem Heim laufen die Pfade in den laubgrünen und taumeldunklen Hochwald.

Liebst du den weiten Blick über Täler und Höhen? —

Eine Wanderung über den Kammweg bringt dich bis zu den bekanntesten Punkten des Teutoburger Waldes, dem Hermannsdenkmal, den Ertenssteinen und den Verlebecker Quellen, und stundenweit dehnen sich zu deiner Rechten und Linken am Fuße des Höhenzuges das fruchtbare westfälische und lippische Land.

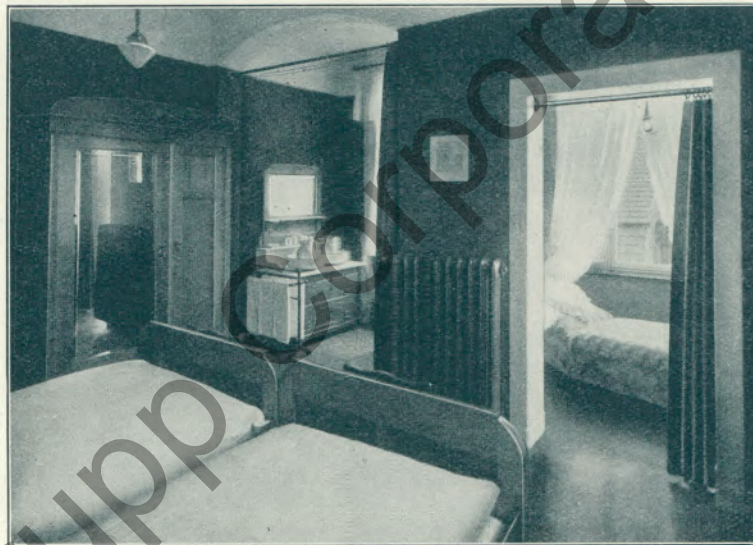
Lockt dich die Heide? — Nach einer knappen Wegstunde mahlt dein Fuß im weißen Sand der Senne, und über goldenem Ginster, rotblühender Erika und verkrüppelten Kiefern flirrt blaue Sommerluft.

Und wenn du dann am Abend, erfüllt von all dem Neuen und über Erwarteten Schönen, auf der Terrasse sitzt, und hinter den Ruinen der Sparenburg versinkt der Sonnenball, mit seinen letzten Strahlen das sich vor dir ausbreitende Land der roten Erde übergoldend, dann denkst du vielleicht für einen Augenblick an all die kleinen und kleinlichen Bedenken, denen du Raum gegeben hast, bevor dein Fuß dich höhenwärts trug: du rechnetest mit Beengtheit und Gebundenheit und fandest eine Freizügigkeit, die dich überraschte; du fürchtest das Echo des Alltags und wurdest vom ersten Augenblick



Teutoburger-Wald-Erholungsheim.

Veranda.



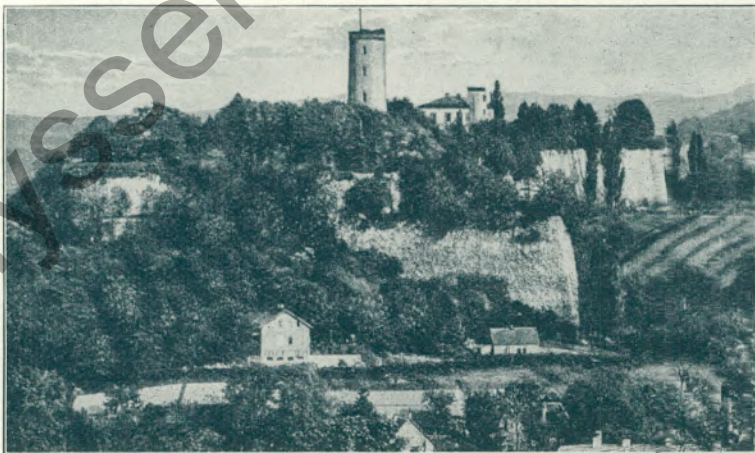
Teutoburger-Wald-Erholungsheim.

Schlafzimmer.

an zum Glied einer festtätig gestimmten großen Familie, die von Alltagsorgen und Alltagsgedanken und Alltags-erinnerungen ebenso weit abgerückt war wie du selbst; du erwartetest eine Umgebung von Durchschnittsgepräge, die du mit in Kauf nehmen zu müssen glaubtest, da das Erholungsheim nun einmal im Teutoburger Wald liegt, und entdeckst Tag um Tag eine neue charakteristische Linie im Anblick einer Landschaft, der zwar alles Gigantische und Himmelstürmende und Erdrückende fehlt, in deren unaufdringlicher Schönheit sich aber die Seele der norddeutschen Heimat in ihrer Herzlichkeit und Verschlossenheit so sehr widerspiegelt, daß du sie Tag für Tag mehr in dein Herz schließen mußt.

Und als vom ruhewärts fahrenden Zug aus der letzte Blick abschiednehmend zu den Teutbergen herüberwinkte, keimte neben dem Gefühl des Dankes ein Wunsch auf, der um so stärker wurde, je mehr behäbige Kühltürme und gittergerüstete Seilscheiben und aufstrebende Hoch-ofengruppen wieder selbstsicher in den Gesichtskreis schnitten: daß das Teutoburger-Wald-Erholungsheim einen hoffnungsvollen Anfang bilden möchte, wenn vielleicht auch im Augenblick die Errichtung neuer Ferienheime (das Erholungsheim im Teutoburger Walde ist bei Gründung der Vereinigten Stahlwerke von der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft übernommen worden) an den allgemeinen schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen scheitern dürfte.

Denn das Bewußtsein der Werkverbundenheit und Werksgemeinschaft erwächst aus zwei Grundlagen: dem Stolz gemeinsamen alltäglichen Schaffens und der Freude gemeinsamer feiertäglicher Ausspannung.



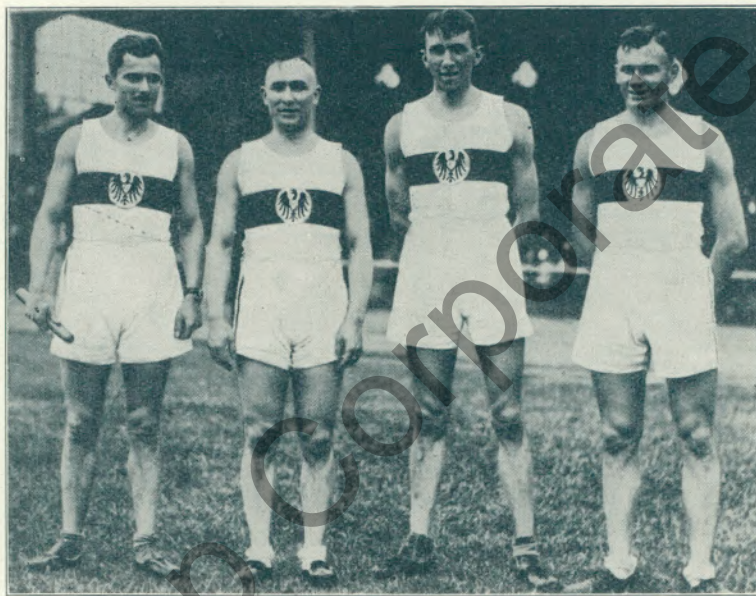
Die Sparenburg.

Der Sportmonat.

Ein Rückblick auf die Zeit vom 16. Mai bis 15. Juni 1928.

„Siege und Rekorde sind nichts wert, wenn sie nicht wirklich nur Stufen sind von dem, was den Sinn aller sportlichen Arbeit, aller Selbstüberwindung, aller Kraftanspannung und alles Siegeswillens darstellt: die Dreieinigkeit von Leib, Seele und Geist — Menschentum!“

19. 5. 1928. Die deutsche Olympia-Hockeymannschaft unterliegt gegen Holland 1:2. Damit hat der Deutsche Hockeybund seine erste Niederlage in einem Länderspiel überhaupt erlitten.
19. 5. 1928. Deutschland siegt in der zweiten Runde um den Davis-Pokal 3:2 gegen Spanien.
20. 5. 1928. Die deutsche 4x100-m-Olympiastaffel erreicht bei den nationalen Wettkämpfen in Düsseldorf bei drei Läufen zweimal die Weltrekordzeit von 41 Sekunden.
21. 5. 1928. Dem deutschen Hammerwerfer Wenninger gelang es in Stuttgart, den deutschen Rekord im Hammerwerfen von 43,12 m auf 45,59 m zu verbessern. Wenninger hat beim Training schon fast 48 Meter Wurfweite erzielt.
21. 5. 1928. Der Amerikaner Crabbe stellte mit 13:03,4 Minuten einen neuen Weltrekord im 1000-m-Freistilschwimmen auf.
22. 5. 1928. Der zweite Olympiasieger von Paris im Dreisprung, der Argentinier Bruneto, konnte den Weltrekord des Australiers Winter von 15,525 m auf 15,64 m verbessern.
25. 5. 1928. Die am 1. Juli in Breslau tagende Hauptversammlung des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen wird über die Vergabung der Deutschen Kampfspiele 1930 beschließen. Als Bewerber haben sich die Städte Berlin, Breslau, Frankfurt a. M., München und Nürnberg gemeldet.
27. 5. 1928. Der Verlauf der Spiele Deutschland-Belgien 3:0 und Indien-Holland 3:0 entscheidet über das Olympische Hockeyturnier. Sieger blieb Indien, während Holland den zweiten, Deutschland den dritten Platz einnahm.
27. 5. 1928. Das Olympische Fußballturnier nimmt seinen Anfang. Belgien schlägt Luxemburg 5:3, Portugal siegt über Chile 4:2.
28. 5. 1928. Die deutsche Olympische Fußballmannschaft schlägt die Schweiz 4:0.
28. 5. 1928. Paul Rüttchen wird Sieger im Endlauf um die Gesamtwertung im Eislaufen, indem er mit einem Stundenchnitt von 97 km die Strecke zurücklegte.
28. 5. 1928. In Münster stellte der Olympiakandidat Lignau im Kugelstoßen mit 14,30 m einen neuen D.L.-Rekord auf.
30. 5. 1928. Beim Olympischen Fußballturnier wird Holland von Uruguay 2:0 geschlagen. Die spanische Mannschaft schlägt Mexiko 7:1.
30. 5. 1928. Im Training erreichte der deutsche Waldlaufmeister Hufen die ausgezeichnete Zeit von 31:53,6 Minuten über 10 000 m.
3. 6. 1928. Der deutschen Olympiastaffel gelang es, in Berlin mit 40,8 Sekunden eine neue Welthöchstleistung für 4x100 m aufzustellen. Am Vortage hatte die Staffel in Hamburg zweimal die Zeit von 41,2 Sekunden benötigt. Fräulein Lange konnte in Berlin den Weltrekord im Kugelstoßen von 11,47 auf 11,51 m verbessern.
3. 6. 1928. Die deutsche Olympia-Fußballmannschaft erleidet in Amsterdam gegen Uruguay eine Niederlage 4:1. Der Kampf endet bedauerlicherweise in einen Sportskandal aus.
4. 6. 1928. In Merseburg lief Büchner über 200 m 21,7 Sekunden. Büchner ist der erste deutsche Kurzstreckler, der in diesem Jahre unter 22 Sekunden lief.
4. 6. 1928. Der Weltrekord im Hochsprung für Frauen erfährt beim Leichtathletik-Damen-Länderkampf eine hervorragende Verbesserung, indem Frä. Gressoff 1,582 m glatt übersprang. Bei der gleichen Veranstaltung stellte Mlle. Loitgans mit einem Diskuswurf von 30,18 m einen neuen belgischen Rekord auf.



Die deutsche Olympia-Staffel.

Körnig, Houben, Dr. Wichmann, Lammers beim Training in Düsseldorf. Die Staffel erzielte am 25. Juni in Dortmund zum zweiten Male ihren vor kurzem aufgestellten Weltrekord von 40,8 Sekunden. (Anstatt Lammers lief Corts.)

5. 6. 1928. Bei einem internationalen 25-km-Laufen in Helsingfors gelang es dem Finnen Röttö mit 1:25,14 Stunden einen neuen Weltrekord aufzustellen. Den alten Rekord hielt der Finne Kolehmainen mit 1:26,08.
6. 6. 1928. Der Deutsche Schwimmverband hat die von dem deutschen Meister Herbert Heinrich (Leipzig) kürzlich aufgestellten Freistilrekorde offiziell anerkannt. Die neu anerkannten Rekorde Heinrichs sind: 300 m Freistil 3:46; 400 m Freistil 5:07; 500 m Freistil 6:29,1 Minuten.
7. 6. 1928. Italien unterliegt in Amsterdam gegen die Olympische Fußballmannschaft von Uruguay 2:3.
8. 6. 1928. Der Olympische Fußballkampf Holland-Chile, der trotz Verlängerung 2:2 endete, wurde zugunsten von Holland durch das Los entschieden.
9. 6. 1928. In Magdeburg verbesserte Frä. Mähe den Weltrekord im 100-m-Damen-Brustschwimmen, den die Dänin Fr. Jakobsen hielt, indem sie die Strecke in 1:26,3 Minuten zurücklegte.
9. 6. 1928. Im Kampf um den Davis-Pokal siegte England mit 4:1 Punkten über Deutschland.
10. 6. 1928. Die Olympische Fußballmannschaften von Uruguay und Argentinien kämpfen in Amsterdam unentschieden 1:1. Durch einen 11:3-Sieg über Ägypten sichert sich Italien den dritten Platz.
10. 6. 1928. Im Staffellauf Potsdam-Berlin wurde der Deutsche EC Berlin in der Rekordzeit von 57:28,4 Minuten Sieger. Der Lauf führte über 25 km.
10. 6. 1928. Bei der in Newyork ausgetragenen Zehn-kampfmehrkampf von Amerika siegte Elkins mit der Landesbestleistung von 7802,17 Punkten. Seine Einzelleistungen waren: 100 m 11,2 Sekunden; Weitsprung 7,21 m; Kugelstoßen 12,56 m; Hochsprung 1,80 m; 400 m 54 Sekunden; 110 m Hürden 16,4 Sekunden; Diskuswerfen 37,63 m; Stabhochsprung 3,50 m; Speerwerfen 51,50 m; 1500 m 4:52 Minuten.
10. 6. 1928. Dobermann stellte in Jena mit 7,645 m einen neuen deutschen Rekord im Weitsprung auf, indem er seine eigene Leistung von 7,53 m verbesserte.
10. 6. 1928. In Braunschweig stellte Hirschfeld einen neuen deutschen Rekord im beidarmigen Kugelstoßen auf, indem er die Leistung von Brechenmacher (Frankfurt) von 26,72 m auf 27,69 m erhöhte.
10. 6. 1928. Im Kampf um die deutsche Schwergewichtsmeisterschaft im Boxen blieb Haymann über Diener Sieger, der in der neunten Runde aufgab.
12. 6. 1928. Auf der Wasserkuppe fand der erste Versuch statt, ein Flugzeug mit Raketenkraft anzutreiben. Es handelte sich hierbei um ein von dem Flugzeugführer Stamer gesteuertes Segelflugzeug, bei dem der sonst übliche Start mittels Gummiseils durch den Stoß einer Rakete ersetzt wurde.
12. 6. 1928. Die Fédération Aéronautique Internationale hat die von den amerikanischen Leutnants Arthur Gavin und Zeus Couck am 3. bis 5. Mai aufgestellte Dauerleistung für Wasserflugzeuge von 38:1:00 Stunden als neuen Dauerweltrekord dieser Klasse anerkannt.
13. 6. 1928. In Amsterdam siegt Uruguay 2:1 über Argentinien und wird hierdurch endgültig Sieger des Olympischen Fußballturniers.
14. 6. 1928. Für die Westische Industriestaffel, die am 24. Juni ausgetragen wird, sind insgesamt 760 Teilnehmer gemeldet worden.



*Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.*

Vom Wunder des deutschen Menschen.

Von Franz Lüdtké.

Aus den „Siemens-Mitteilungen“.

Wie war das doch gewesen?

Die Nachricht kam: deutsche Piloten sind aufgestiegen und flogen über das Weltmeer, durch Stürme, Nebel, zwischen Leben und Tod dem fernen Erdteil zu. Alle, die den Ostwestflug bisher versuchten, scheiterten und zerschellten und ruhen irgendwo in Tiefen. — Die deutschen Piloten versuchten es dennoch.

Was trieb sie? Ehrsucht? Sportlicher Rekord? Probleme der Technik, des Verkehrs?

Oder war es vielleicht ganz etwas anderes? Etwas Höheres?

Was zwang sie zu ihrem „Dennoch!“, zu dem Kampf gegen das Unmögliche, zu der einsamen Fahrt in die graue Ode über den Wellen des Ozeans?

Sie wollten an ihrer Stelle, durch ihre Kraft, durch ihr Können die deutsche Not überwinden helfen.

Die deutsche Not ist nicht nur die des Versailler Diktats und des Dawes-Planes, nicht nur die der Arbeitslosigkeit und des Verdrängteins, nicht nur die Not des Hungers und der Heimatferne. Es ist mehr als dies alles: das Elend des sittlichen Hungers, der inneren Heimatlosigkeit, der Verdrängung aus dem Heiligtum unserer Seele.

In ihrem Dankesgruß aber an alle Welt geben die deutschen Piloten ihrem Gott die Ehre und danken ihm. —

Hand aufs Herz: wie viele glauben denn an den Lebendigen Gott? Bei wem wurde Gott ein unlöslicher Teil eigenen Seins? —

Man glaubt an sein Ich, seine Sorgen und Hoffnungen, an seine Parteien und Wünsche, auch an Ehre, Geld, Alkohol oder Lüge. Aber man ist dem lebendigen Gott untreu geworden.

Während die „Bremen“ sich durch die Todesstürme zum Leben kämpfte, zur selben Stunde verjammerte, vertrödelte, verschlammte ein Teil unseres Volkes Zeit und Kraft. Man tanzt um Bögen und verleugnet Gott; man feilscht und verzehrt sich im Genuß, verkauft Freiheit und Jungsein an Laster und Siechtum, man wird zum Sklaven — und zu gleicher Stunde fliegen Helden von Küste zu Küste, über Wegensur, durch Eis, Nebel und Nacht — um ihres Volkes willen.

Sie wollten uns wieder glauben lehren!

Sie glaubten an ein inneres Deutschland, an ein Deutschland ewiger Werte — und diesem Deutschland dienten sie.

Es gibt ein zwiefaches Deutschland.

Ein Deutschland der Halben, der Kopfhänger, der Unstreien, Mörgler, Genußsklaven, Besserwisser, Schieber, Jersinnigen — und ein Deutschland der Helden, der Führer, der Gläubigen, Dienenden.

Es gibt ein alterndes, sinkendes Deutschland — und eins des Aufstieges, der Jugend.

Es gibt ein Deutschland des Nein und eins des Ja. Ein Deutschland der Ehrsucht und eins des Opfers. Ein Deutschland der Nacht und eins der Sonne.

Und jeder hat zu entscheiden, zu welchem Deutschland er gehört.

Wir brauchen kein billiges Hurra, aber wir brauchen Hingabe, Opfer, Dienst. Wir brauchen den stillen Glauben. Wir brauchen die Freiheit. Wir brauchen den Geist der alten Oslandfahrer, den Geist der Führer und Helden, den Geist des Lebens.

Es gibt, Gott sei es gedankt, noch Menschen dieses Geistes. Ob sie Eiferer, Luchner oder Köhl heißen, ob Millionen ihren Namen wissen und preisen oder ob sie Menschen einfachen Tagwerks sind, Männer, Frauen, Jünglinge und Mädchen der schlichten Arbeit, die niemand kennt — nicht aufs Gefährt- und Genanntwerden kommt es an, sondern darauf, ob es Menschen guten Willens und Glaubens sind und ob ihre Tat gut ist. Gleichgültig, ob sie den Ozean bezwingen oder am Schraubstock ihre Pflicht tun, ob Zeitung und Rundfunk ihre Verdienste loben oder einzig und allein Gott sie weiß! Wenn ihre Tat nur gut ist, wenn ihr Weg nur zur inneren Freiheit führt! —

Wir haben das Wunder des deutschen Menschen erlebt . . .

Wie ich meine Leute auswähle.

Aus einem Artikel des Transatlantik- und Nordpolstiegers Commander Richard E. Byrd in „The Saturday Evening Post“, Philadelphia.

Eine Gruppe von Männern lag zusammengedrängt in einer rohen Felschütte weit jenseits des nördlichen Polarkreises, dem Hungertode preisgegeben. Plötzlich richtete sich einer von ihnen auf und horchte, als ob er draußen das Krachen eines Bären hörte. Ein Bär — das bedeutete Fleisch, eine Chance des Weiterlebens. Die Augen der Hungernden folgten dem Manne, wie er seine Glinte nahm und langsam in den Schnee hinaustrat. Nacht herrschte seit drei Monaten, und sie würde noch einen weiteren Monat dauern. Die Temperatur betrug 46 Grad Celsius unter Null.

Der Mann draußen wußte nicht, daß ein anderer ihm bis zur Tür der Hütte gefolgt war und dort beobachtend niederkauerte. Nun geschah etwas Seltsames und Schreckliches. Der Mann, der anscheinend eines Bären wegen nach draußen gegangen war, näherte sich einem schneebedeckten hölzernen Kasten, hob sorgfältig den Deckel empor und entnahm ihm ein kleines Paket, das er unter seinem Hemd verbarg. Er stahl also Nahrung von dem kleinen kostbaren Vorrat, der allein noch diese Gruppe von amerikanischen Forschern vom Tode trennte.

Der Mann an der Tür schlüpfte zurück und berichtete die Sache dem Gruppenführer, Leutnant Greeley. Noch in derselben Nacht fand eine leise geflüsterte Konferenz statt. Einige Tage später erschossen die Stärksten der noch Lebenden ihren Gefährten, dessen physische Beschaffenheit bewundernswert, dessen moralischer Charakter aber den Anstrengungen nicht hatte widerstehen können.

Dreißig Jahre später gerieten fünf Engländer in ungefähr die gleiche Lage wie die der vorstehend beschriebenen unglücklichen Greeley-Expedition. Sie waren auf dem Rückwege, nachdem sie den Südpol erreicht hatten, und kämpften einen verzweifelten Kampf gegen bittere Kälte und Hunger.

Wieder schien jemand einen Bären zu hören. Ein Mann erhob sich. „Ich gehe nach draußen, es kann eine Weile dauern“, sagte er. Draußen fuhr ihm der Schneesturm ins Gesicht, das bereits durch Frostbeulen mit schwarzen Streifen gezeichnet war. Einer seiner Füße war schon so erfroren, daß er ihn sicher verlieren würde. Die Dinge standen so, daß er sterben würde, selbst wenn er noch das Hauptlager erreichte. So ging er, um seinen Freunden seine Nahrungsration zu überlassen, einem heroischen Tode entgegen. — Am nächsten Morgen schrieb Kapitän Robert Scott, der Expeditionsleiter, in sein Tagebuch, das später bei den vier Toten gefunden wurde: „Er ging in den Schneesturm, und seitdem haben wir ihn nicht mehr gesehen — es war die Tat eines braven Mannes.“ Jener Mann war Kapitän Oates, dessen Heroismus herrlich war, dessen Körper aber die Beschwerden nicht ertragen konnte.

Man kann sich schwer vorstellen, wie ungeheuer viele Anstellungsgesuche der Leiter einer Expedition wie der meinigen erhält. Tausende kommen durch die Post. Vielleicht die unangenehmsten Fälle sind die, in denen eine Gruppe meiner Freunde sich vereinigt, um für einen einzelnen Menschen zu plädieren. Es gibt auch Schwärmer — sogar Conderlinge —, die die fixe Idee haben, daß es für sie eine Lebensnotwendigkeit ist, mitzumachen. Manchmal üben wohlhabende und einflußreiche Eltern einen Druck auf mich aus, damit ihre Söhne sich mir anschließen können. Und es genügt keine bloße ärztliche Untersuchung, um Taugliche auszufinden. Jedermann, der Erfahrung bei Forschungsreisen gesammelt hat, weiß, wie viele daheim prächtige Menschen draußen zur Gefahr werden.

Ich glaube, daß ich, wenn ich mit Leute für meine Expedition ausuche, sie zunächst daraufhin prüfe, ob sie der Gefahr ins Auge sehen können. Ich meine nicht den plötzlichen Mut eines Menschen, der aus dem Schützengraben dem Feinde entgegenspringt, sondern die Fähigkeit, einer lang andauernden Gefahr ins Auge zu sehen. Bei unserem transatlantischen Flug im letzten Sommer mußten meine Leute 42 Stunden lang ihre höchste Aufmerksamkeit den Maschinen und Instrumenten zuwenden,

und während der Hälfte dieser Zeit sahen wir weder Land noch See. Jemande Fahrlässigkeit hätte uns geradeswegs dem Tode in die Arme führen können. Jedoch arbeiteten alle präzise und stetig. Das illustriert die Qualität, die ich meine.

Gesundheit hat sehr viel mit dieser Eigenschaft zu tun. Jeder Leiter einer Expedition weiß, daß Mäßigkeit und Leiden nicht ausbleiben. Wenn er die Wirkung dieser Leiden auf jeden einzelnen seiner Leute im voraus erfahren könnte, würde er gern seinen letzten Dollar dafür ausgeben.

Unteroffizier Evans von der Expedition Scotts, den Scott „unseren starken Mann“ nannte, mußte als erster daran glauben, als die Expeditionsteilnehmer dahinstarben. Der schwere Mann muß schneller die Fußbekleidung ab, trägt keine schwere Kleidung und strengt sein Herz an, wenn er lange Zeit bei einer Sache ausharren muß. Oberst Lawrence, der britische Held Arabiens, wurde „dieser Zwerg“ genannt, bevor er bewies, daß er so lange aushalten konnte wie andere, die zweimal so schwer und groß waren als er. Ich neige zu den schwächlichen, sehnigen Männern. Der stämmige Mann ist eine große Hilfe bei schwerer Arbeit, aber es fehlt ihm oft an Ausdauer.

Wenn ein junger Mensch vor mir steht und mir sehnfüchtig erklärt: „Ich wünschte, daß Sie mich mitnehmen“, könnte in diesem Augenblick nichts von größerer Hilfe sein als eine genaue und vertrauensvolle Schilderung seines vergangenen Lebens. Ich meine nicht Dinge ernsthafter Natur, wie z. B. die Wirkungen eines ausschweifenden Lebens. Diese sind dem Auge stets sichtbar. Ich denke vielmehr an jene kleinen, aber tückischen Geringfügigkeiten, die an den Kräften des Menschen zehren, ohne daß er sich dessen bewußt ist: Überernährung, Unterernährung, zuviel anregende Getränke, zuviel Zucker, überhaupt falsche Diät usw. Es bedarf eines Zauberers, um festzustellen, wieviel Schaden alle diese Geringfügigkeiten einem Menschen angetan haben.

Körperliche Übung kann, mit der Diät auf eine Stufe gestellt werden. Ich weiß, daß manche Stubenhocker, die nicht an körperliche Übung gewöhnt sind, durch Training sich so ausbilden können, daß sie körperliche Anstrengungen wie Athleten ertragen können.

Der Gefühlsmensch hat auf einer langen, schweren Expedition nichts zu suchen. Ohne Zweifel hält er, wenn er ein prächtiger starker Charakter ist, seine Gefühle im Zaum. Aber gerade dieses Inzäumhalten trägt dazu bei, ihn zu schwächen.

Ich versuche, beim Bewerber die Dinge ans Licht zu ziehen, die lange Jahre hindurch seine Widerstandskraft gegenüber Beschwerden, Unbehagen und anderen Aufregungen bei einer Reise ins Unbekannte gestählt haben. Es gibt dabei gewisse Anzeichen, Merkmale. Was für Freunde er hat, und was sie von ihm denken. Der unterhaltsame Mensch, gute Gesellschafter und tolerante Feind wird auf die Schwächen seiner Gefährten mit gutem Auge blicken und der erste sein, der irgendein Anzeichen von Schwäche bei sich selbst verurteilt. Andererseits kann die Eigenschaft, ein glänzender Gesellschafter zu sein, übertrieben werden. Eitelkeit ist häufig die Wurzel geräuschvollen gesellschaftlichen Umgangs. Der eitle Mensch greift zu diesem Mittel, um die öffentliche Wertschätzung zu erringen. Er hat in einer arktischen Expedition nichts zu suchen. Früher oder später muß er seine Persönlichkeit dem Gemeinwohl opfern — ein Prozeß, den er nicht ertragen kann.

Wonach ich Umschau halte, sind Gegengifte gegen Schwäche. Mit Gegengiften meine ich Liebhabereien, religiösen Glauben, gewohnheitsmäßigen Optimismus und Enthusiasmus. Ich kenne eine Expedition, die in die ernsthaftesten Schwierigkeiten geriet, bei welcher aber ein Mann vor allen anderen geistig gesund und gutgelumt blieb. „Und doch war er wie wir alle“, erzählte mir ein Mitglied dieser Expedition, „ausgenommen, daß er leidenschaftlich gern kleine menschliche Figuren oder Tiere aus Holz, Knochen oder Elfenbein schnitzte. Wenn wir übrigen halb verrückt waren vor Angst und seelischer Depression, fühlte er sich vollkommen glücklich bei seinen paar kleinen Werkzeugen und einem Stückchen Holz.“ Jener Schnitzer war einer der Intelligentesten an Bord. — Der Wert des religiösen Glaubens braucht nicht erst besonders erwähnt zu werden. Die Annalen der Forschungsgeschichte sind voll von Heroismus und Opfermut, der sich auf den Glauben an Gottes Willen gründet.

Auf meinen eigenen Expeditionen erlebte ich manche Fälle, die den Geist vollkommener Aufopferung mancher Männer offenbarten. Mein Koch machte während unserer Nordpolexpedition viele Überstunden, um uns durch gute Nahrung kräftig zu erhalten. Auf dem Rückwege hörte er, daß ich nach unserer Rückkehr ein Defizit zu verzeichnen haben würde. Daraufhin kam er zu mir und bat mich, seinen Lohn „in den gemeinsamen Topf“ zu tun. Und doch bestand sein einziges Einkommen aus der kärglichen Summe, die ich ihm zahlte.

1925 flogen Floyd Bennett und ich über die Gletscher von Ellesmere-Land. Wären wir zum Niedergehen gezwungen worden, so wären wir wahrscheinlich nicht nach unserer Flugbasis zurückgelangt. Plötzlich stieg unser Öldruck. In 20 Minuten hatte der Motor seine äußerste Grenze erreicht; der Öltank konnte explodieren. Aber Bennett erhob sich von seinem Sitz, zog seinen Leibgurt fester an und begann langsam auf das Tragdeck zu klettern. Das ist keine angenehme Sache in der gemäßigten Zone. In der arktischen Zone aber, wenn der Aroplan durch eine Luftschicht faßt, deren Temperatur unter Null ist, bedeutet jeder Augenblick draußen eine Marter. Bennett schraubte den Verschluß des Öltanks los, ließ den Druck entweichen und rettete so unser Leben.

Nahrung und Rasse.

Aus einem Artikel von Dr. med. Victor G. Heiser, ehemaligem Gesundheitskommissar der Philippinen, in „Foreign Affairs“, New York.

Im Lichte der modernen Ernährungslehre ist es interessant, Betrachtungen darüber anzustellen, welche Form der menschliche Körper angenommen hätte, wenn er zu Beginn eine andere Nahrung als die, welche sein Schicksal bestimmte, angetroffen hätte, und ob Veränderungen der Rassentypen noch jetzt herbeigeführt werden könnten. Sind die Japaner, die Javaner, die Chinesen und andere orientalische Rassen so klein, weil sie sich vorwiegend von Reis ernähren? Sind die Polynesier, der größere Menschenschlag der Afrikaner, oder die Nordeuropäer größer, weil sie sich auf eine Diät legten, die ein größeres Wachstum zum Ergebnis hatte? Es bestehen Gründe, die eine solche Annahme rechtfertigen würden.

Es hat sich z. B. erwiesen, daß die Größe einer Rasse und in gewissem Maße ihre Eigenschaften durch die chemische Zusammensetzung ihrer Nahrung bestimmt werden können. Es ist durch wiederholte Experimente erwiesen, daß, wenn ein Wurf von acht Ratten in zwei Gruppen von je vier Ratten eingeteilt wird und die eine Gruppe eine Diät von destilliertem Wasser und Weizen, die andere außerdem noch einige Rübenblätter zum Fressen bekommt, die Ratten der ersten Gruppe nur die Größe einer Maus, die Ratten der zweiten Gruppe hingegen nahezu die doppelte derjenigen der ersten erreichen. Abgesehen von der Größe scheinen die Ratten beider Gruppen in jeder Hinsicht normal zu sein.

Dieser Versuch hat eine bemerkenswerte Unterstützung durch japanische Gelehrte gefunden, die an menschlichen Wesen ausprobieren, was in den Laboratorien erforscht worden ist. In Tokio wurden dem regelmäßigen Mittagbrot einer Gruppe von Schulkindern einige weitere Nahrungsmittel hinzugefügt. Dies Experiment, das sich über mehrere Jahre erstreckte, hat bereits bewiesen, daß diejenigen Schulkinder, deren Nahrung durch Nahrungsmittel der höhergewachsenen Rassen vervollständigt worden ist, mehrere Zoll größer sind und einige Pfund mehr wiegen als Kinder, die die normale Diät des Landes zu sich nehmen. Man kann daraus wohl folgern, daß die größere Statur der Polynesier davon herrührt, daß sie Nahrung zu sich nehmen, die Substanzen enthält, welche der japanischen Nahrung fehlen.

Einem Militärarzt in Indien, Oberst McCarrison, fiel die Tatsache auf, daß die Durchschnittsstatur der Sikhs und Pataner bemerkenswert höher war als diejenige der Madrafi und der anderen Völker Indiens, trotzdem alle diese Völker anscheinend in denselben ärmlichen Verhältnissen lebten. Weitere Nachforschungen zeigten, daß die Ernährungsweise der Sikhs und Pataner sich sehr von derjenigen der anderen unterschied. Sie aßen dicke Milch, Käse, Blattgemüse und ein wenig tierische Nahrung, alles Dinge, die in der gewöhnlichen indischen Nahrung fehlten.

Um festzustellen, ob die Ernährungsweise für die Verschiedenheit der Körpergestalt verantwortlich war, stellte Oberst McCarrison einige interessante Experimente an. Er fütterte einen halben Wurf Ratten mit einer Sikh- und Patanerdiät und die andere Hälfte mit einer Madrafi-diät. Die erste Gruppe erreichte eine bemerkenswerte Größe, und die zweite Gruppe blieb klein. Er wiederholte dieses Experiment mehrere Male und gelangte zu den gleichen Resultaten. Er erweiterte sodann das Experiment, wobei ihm die Ratten sozusagen als internationale Vertreter dienten. Er fütterte Gruppen von ihnen mit der charakteristischen Diät der weniger begünstigten und schlechternährten englischen Arbeiter und andere Gruppen mit der gewöhnlichen Diät der Japaner, der Filipinos, der Javaner und einer Anzahl anderer Rassen. Wieder hatten die Individuen der Sikh- und Patanergruppen eine enorme Größe, weiches Fell und sanfte Manieren; diejenigen der englischen Gruppen erreichten nahezu dieselbe Größe wie die der vorhergehenden Gruppen. Die Japaner, die Filipinos und die javanische Gruppe waren kleiner und trugen manche der Charakteristika jener Nationalitäten zu Schau.

Ob definitive Folgerungen aus den vorhergehenden Tatsachen gerechtfertigt erscheinen, ist noch die Frage, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ernährung für gewisse Krankheiten direkt verantwortlich ist. Es wird allgemein zugegeben, daß viele Krankheiten als Folge verringerter Widerstandskraft festen Fuß fassen. Verringerte Widerstandskraft wird oft durch schlechte Ernährung hervorgerufen.

Beriberi, eine Krankheit, die im Orient jährlich über 100 000 Todesfälle verursacht und Millionen von Menschen erkranken läßt, wird hervorgerufen durch ausschließliche Ernährung mit poliertem Reis.

Die Mannschaften der Segelschiffe starben früher auf langen Seereisen oft dem Skorbut zum Opfer, weil bei ihren Mahlzeiten das Gemüse fehlte. Eine gewisse Augenentzündung, die im Weltkrieg die Russen sehr zu schaffen machte, ist dem Mangel an Vitamin A in der Diät zuzuschreiben. Die Japaner haben durch unzureichende Ernährung Magengeschwüre erzeugt und sie darnach prompt durch eine geeignete Diät geheilt. Ferner entsteht auch Rachitis durch unzureichende Nahrung und wird durch Einnehmen von Lebertran kuriert.

Man kann sich sehr wohl vorstellen, daß in dem Maße, wie unsere Kenntnis von der Wirkung der verschiedenen Nahrungsmittel zunimmt, diejenigen Rassen, welche sich diese Kenntnis zunutze machen, um die durch Krankheit verursachten Hemmnisse hinwegzuräumen, ihr Leben verlängern und so zu Führern der Zukunft werden.

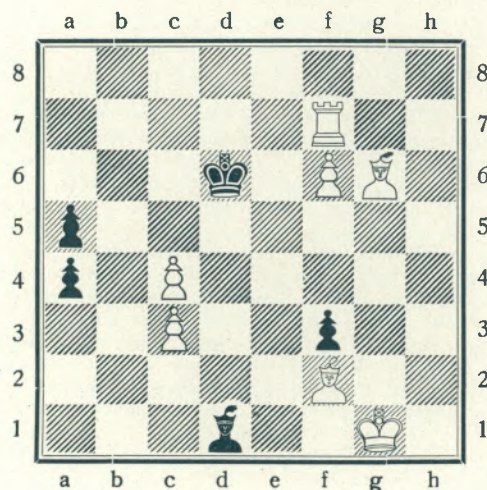


Schach e. e.

Bearbeitet von Heinz Vollmer.

Aufgabe Nr. 8.

Von Dr. H. von Gottschall.



Stellung der Steine:

Weiß: Kg1; Tf7; L(2)f2, g6; B(3)c3, c4, f6; [7].

Schwarz: Kd6; Ld1; B(3)a4, a5, f3; [5].

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Diese ebenso schwierige wie schöne Aufgabe widmete der bekannte schlesische Problemkomponist dem Breslauer Schachverein Anderssen zu dessen 50-jährigem Bestehen.

Damengambit.

Aus dem kürzlich beendeten internationalen Meisterturnier zu Trentschin-Lepliz verdient die folgende Partie besondere Aufmerksamkeit; wir bedienen uns hierbei hauptsächlich der Anmerkungen des bekannten Wiener Meisters Hans Kmoch.

Weiß:

Réti.

1. d2—d4

2. c2—c4

3. Sb1—c3

4. Lc1—g5

5. e2—e3

6. a2—a3. Ein guter Zug, mit dem Weiß der sogenannten Cambridge-Springs-Verteidigung (6. Sf3, Da5 nebst Lb4 usw.), die für Schwarz recht bequem ist, aus dem Wege geht.

6. ———

7. Sg1—f3

8. Dd1—c2! Wenn im Damengambit dieser Zug vor Ta1—c1 geschieht, so ist dies ein Zeichen, daß Weiß die Absicht hat, Ta1—d1 zu spielen und auf diese Weise die befreienden Vorstöße e5 und e3 zu erschweren. Schwarz sollte sich demgemäß mit c5 beeilen, und zwar: 6. ———dxc5; 7. Lxc4, c5! 8. Td1, cxc5 usw.

8. ———

9. Ta1—d1

10. Lf1—d3

11. Lg5—h4

12. Ld3xc4

13. Lh4—g3!

Schwarz:

Spielmann.

Sg8—f6

e7—e6

d7—d5

Sb8—d7

c7—c6

Lf8—e7

o—o

a7—a6

Tf8—e8

h7—h6?

d5xc4

Sf6—d5

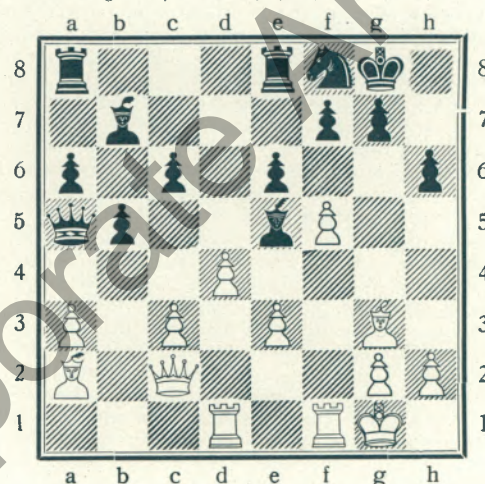
Dd8—a5.

Wieder ein schwacher Zug. Relativ besser war b5 nebst Lb7.

14. o—o!
15. b2xc3
Dxa3 scheitert an 16. Ta1 usw.) Es zeigt sich, daß Da5 ein verschenktes Tempo war.
16. Lc4—a2
17. Sf3—e5
18. f2—f4
19. f4—f5!

Sd5xc3
b7—b5 (15. ———
Sd7—f8
Le8—b7
Le7—f6
Lf6xc5.

Stellung nach dem 19. Zuge von Schwarz.



20. Lg3xe5

21. f5xe6

22. Tf1xf8+! Naheliegender, aber hübsch! Die weißen

Läufer werden nun furchtbar!

Kxf8, so Dh7!

23. La2xe6+

24. Le6—a2! Ein stiller Zug!

24. ———

25. La2—b1

26. Dc2—h7+

27. Le5xc7

Dxc7, so Tfr+!

28. Kg1—h1

29. Lg7—e5+

30. Dh7—g6+

31. Dg6—d6+

Von Réti hübsch und kräftig gespielt!

Da5—d8

f7xe6

Te8xf8. Falls

Kg8—h8

Dd8—g5

Kh8—g8

Kg8—f7

Dg5xe3+. Wenn

De3—e2

Kf7—e6

Ke6—e7

Aufgegeben.

Lösung von Aufgabe Nr. 7 (Zuniheft).

1. Bb2—b3 (droht Sg6+, Kd4, Dc4#).

1. ——— Sh3—f4

2. Df1—a1+ Ke5—f5

3. Bg2—g4#. (Falls 1. ———Kd4, so Se6+,

Ke5, d4#; 1. ———Kf6, 2. Sg6+, Sf2, 3. Df2#.)

1. Sh3 scheitert an Kd4, 1. Df3 an Sg5 usw.

Notizen.

Wegen Raummangels bringen wir eine erweiterte Abhandlung über „Das Problem“ im Augustheft.

Rätsel.

Füllrätsel.

Von Herm. Nheder, Düsseldorf.

Außer den bereits eingezeichneten Buchstaben kommen zur Verwendung:

a, a, a, a, a, b, b, c, c, d, d, d, d, e, e, e, e, e, f, h,
i, i, l, l, l, m, m, m, n, n, n, o, o, o, r, r, r, t, t, t, z.

E	R						
	E	R					
		E	R				
			E	R			
				E	R		
					E	R	
						E	R

Genie
Berühmter Geograph
Stadt in Schottland
Stadt am Rhein
Waffe
Männl. Vorname
Pflanzengattung

Doppelte Bedeutung.

Ihn lieb' ich breit und hell, geschmückt mit Truh'n und Laden,
Und sie im heitern Sonnenglanz und voll von Gottes Gnaden.

*

Es herbergt Gäste, die nicht immer gern
Drin haufen, lieber weilten fern.
Er ist für Volk und Staat der feste Kern.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a - a - ar - bant - bra - bu - bur - da - der - di - dra - druck - e - ef
- ei - ein - ent - es - gen - gra - gun - hi - jah - il - in - kis - kor - li -
lob - lu - ma - män - me - mi - mi - nal - ne - ner - on - pel - ra -
re - recht - si - si - sto - tar - te - tri - treu - turg - tür - ul - ut
sind 19 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs-
und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch
ergeben, den jeder Werktätige beherzigen möge.

1. Landschaft. 2. Sonntag. 3. Täuschung. 4. Bühnenbeirat. 5. Be-
deckung. 6. Hochbild. 7. Zaubergarten. 8. Fürstentitel. 9. Weinforte.
10. Wirkung. 11. Eingelegte Arbeit. 12. Gerichtshof. 13. Maßstab
für Luftdruckunterschiede. 14. Baum. 15. Edelfstein. 16. Häßliche Eigen-
schaft. 17. Stadt in Italien. 18. Pflanze. 19. Provinz in Holland.

Besuchskartenrätsel.

OTTO KRELL	
Barmen	

Welchen Beruf hat der Herr?

Zwei Preisfragen.

1. Aus welcher Zeit stammen die Betrachtungen über „Deutschland und die Deutschen“ auf S. 6 dieser Nummer?
2. Wer ist der Verfasser?

Unter den bis zum 15. August eingehenden richtigen Lösungen (Post-
karte!) wird Luckner, „Certeufel erobert Amerika“ (Ganzleinenband)
ausgelost.

Kulturbarometer.

- 1 a) Wer ist Douglas Fairbanks?
- 1 b) Welcher große Künstler steht an der Wende von Renaissance und Barock?
- 2 a) Welches war das Getränk der alten Germanen?
- 2 b) Wo lag Germanien (Grenzen im Osten, Süden und Westen)?
- 3 a) Welches ist die Welthöchstleistung im 100-m-Lauf?
- 3 b) Wie oft schlägt ein gesundes Herz in der Minute?
- 4 a) Welches Tier erreicht im Verhältnis zu seiner Größe die be-
deutendste Sprunghöhe?
- 4 b) Gibt es fliegende Säugetiere?
- 5 a) Von wem stammt das Manuskript zu dem Film „Metropolis“?
- 5 b) Woher gewann Goethe die erste Anregung zum „Faust“?

Lösungen aus Heft 6.

Silbenrätsel.

- | | | | |
|--------------|---------------|--------------|--------------|
| 1. Merseburg | 11. Idiotie | 21. Hindu | 31. Mummat |
| 2. Aloe | 12. Tolstoi | 22. Allgäu | 32. Laborant |
| 3. Ganges | 13. Dämon | 23. Eissabon | 33. Zeltow |
| 4. Spinett | 14. Epidermis | 24. Tiefland | 34. Erika |
| 5. Zundra | 15. Merian | 25. Esel | 35. Semmel |
| 6. Dehmel | 16. Adenau | 26. Niagara | 36. Norbert |
| 7. Anstrich | 17. Leiter | 27. Orpheus | 37. Endivie |
| 8. Energie | 18. Tollwut | 28. Dawes | 38. Union |
| 9. Selen | 19. Eber | 29. Epilog | |
| 10. Medium | 20. Nichte | 30. Rondo | |

Magst du es mit dem Alten halten
Oder Altes neu gestalten,
Mein's nur treu und laß Gott walten!

Rösselsprung.

Der Mensch wird immer, allmählich, unmerklich, denn Leben ist
Werden; so wird er denn auch ein anderer, ehe er selbst es ahnt, und die
Überzeugung, daß gerade nur an diesen Punkt der Erde seine Entwicklung
geknüpft ist, schwindet ihm bald. Man muß nur erst versucht und erprobt
haben, daß überall die Natur nichts weiter ist als eine von jenen tausend
Leitern, die der Mensch für Himmelsleitern hält. J. Hahn-Hahn.

Geographisches Quadrat.

D	r	e	s	d	e	n
M	A	l	m	e	d	y
B	u	S	e	n	t	o
S	c	h	W	e	i	z
H	o	m	b	E	r	g
H	a	m	b	u	R	g
B	a	n	g	k	o	K

Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im versammelten Monat eingefangenen Spottvögel

Tochter: Dad, ich brauche Geld für meine Ausstattung.
Vater: Aber liebes Kind, ich habe nicht einmal gewußt, daß du ver-
lobt bist!
Tochter: Gerechter Himmel! Vater, liest du denn keine Zeitungen?
Bystander (London).

In der Schule wurde „Das verlorene Lamm“ durchgenommen. „Wenn
das Lamm gehorcht hätte und bei der Herde geblieben wäre, würde es
nicht vom Wolf gefressen worden sein, nicht wahr?“ fragte der Lehrer.
„Nein,“ antwortete ein Schüler, „von uns.“
Nagels Lustige Welt.

An den Eingängen
eines Theaters hängt
ein Plakat mit der
Aufschrift: Hunde
dürfen in das Theater
nicht mitgenommen
werden! — Wenige
Tage später stand mit
derselben Aufschrift
darunter
geschrieben: „Der
Lierschußverein!“
Hamburger Illustrierte.

„Unausstehlich,
diese jungen Mäd-
chen von heute!“
entrüstete sich ein
hitziger alter Herr in
der Gesellschaft, so
daß es jeder der
Umstehenden hören
konnte. „Sehen Sie
nur jene da: geschei-
telt, Zigarre rau-
chend, Herrenschnitt
— äh, gräßlich!“
„Das ist meine
Tochter“, warf je-
mand in der Nähe ein.
„Oh, entschuldigen
Sie!“ knickte der
alte Herr zusammen.
„Wenn ich gewußt
hätte, daß Sie der
Vater sind . . .“
„Das bin ich nicht.
Ich bin die Mutter.“
Hamburger Illustrierte.



Zwei gegen einen.

Nadierung von Otto Quante.

Macht der Ge-
wohnheit. Bei För-
sters sind Drillinge
angekommen: drei
Brüderchen. Der bie-
serige Stammhal-
ter, das zehnjährige
Hänschen, der natür-
lich wie jeder För-
stersjunge sich den
ganzen Tag mit den
Hunden abgibt, wird
in die Kammer ge-
führt, um die neuen
Ankömmlinge sich
anzusehen. Prüfend
schaut er sie lange an,
endlich hat er an-
scheinend seine Mei-
nung gefunden und
bricht in die von
äußerster Sachkennt-
nis zeugenden Worte
aus: „Du, Vater,
den mittelfsten ziehen
wir auf!“
Nagels Lustige Welt.

„Man sagt allge-
mein, die dunklen
Frauen hätten einen
weicheren Charakter
als die blonden.“ —
„Nun, meine Frau ist
schon beides gewesen,
und ich kann keinen
Unterschied finden.“
Hamburger Illustrierte.

Inhaltsverzeichnis.

(Jahrgang VIII, Heft 7, Juli 1928.)

	Seite		Seite
Der Kulturwert industriellen Schaffens. Von Dr. Görler. (Ill.)	1—2	Von der Kultur des Wohnens. Von Dr. Schupp. (Ill.)	30—31
Groß-Dortmund. Von Dr. A. Egermann. (Ill.)	3—5	Stahl in der Landwirtschaft. Von R. Hermes. (Ill.)	32—33
Deutschland und die Deutschen	6	Technische Gedenktage	33
Die Gottheit im Recht. Von Dr. Schmelzeisen. (Ill.)	7—10	Technische Rundschau	34
Die Kultur des Zeitungslesers. Von Dr. Kiesel. (Ill.)	11	Alkohol und Alkoholismus. Von R. Seiden	35—37
Zeitungskuriositäten. Von Fr. W. Pollin. (Ill.)	12—13	Heim und Technik. Von Dr. E. Meyer. (Ill.)	38—39
Natürlicher und künstlicher Kautschuk. Von Prof. Dr. Ebner.	14—15	Von den stillen Stunden. Von Ilse Riem	40
(Ill.)	16	Empfindsame Reise in die Teutberge. (Ill.)	41—42
Geschichte des Traurings. Von Dr. Lenk	17—22	Der Sportmonat	43
Der Brand der Cheopspyramide. Roman von Hans Dominik.	17—22	Die Auslese	44—45
(6. Forts.)	23—26	Denksport	46—47
Im Saltboot vom Neckar zum Niederrhein. Von A. Niebel-	23—26	Botanisiertrommel	48
stein. (Ill.)	27—29	Inhaltsverzeichnis	48
Seeteufel erobert Amerika		Kunstdruckbeilage.	

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck:
A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buch-
handlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 12 R.M., Einzelheft 1,20 R.M. Zu den Bezugspreisen treten
die üblichen Bestellgebühren. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“
zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 R.M., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem
Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 R.M., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges
werden auf Wunsch nachgeliefert. — Für unüberliefert eingelangte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und
Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wozin alle Mitteilungen zu richten sind.
Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 13000, Fernverkehr 23 000 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 500.